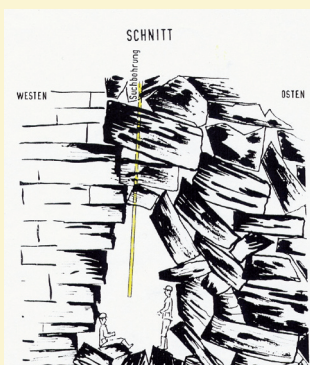


Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.



Aus dem Inhalt:

Die Braunschweigische Hofmalerin
Anna Rosina de Gasc (1713 - 1783)

Vor 250 Jahren: Die Ankunft der
Familie Stobwasser in Braunschweig

Das Wunder von Lengede

Die Braunschweiger Landeskirche in den 70er Jahren und ihr Bischof Gerhard Heintze

Dietrich Kuessner

Dietrich Kuessner: Die Braunschweiger Landeskirche in den 70er Jahren und ihr Bischof Gerhard Heintze

Dr. Gerhardt Heintze war berufen, Landesbischof der Braunschweiger Landeskirche zu sein. Und er hat von 1965 bis 1981 dieses Amt, diesen Beruf mit theologischem Tiefgang und politischem Weitblick, mit ökumenischer Offenheit und sozialer Verantwortung geführt. Er hat u.a. durch Predigt, durch Lehre und durch Briefe seine Leitungsverantwortung wahrgenommen. So war er erkennbar als Landesbischof, als Seelsorger und als Ökumeniker. Er hat in seiner Berufung aber zugleich die anderen Berufenen, die ihm besonders anvertraut waren, begleitet: die Pfarrer. Durch Besuche, Gespräche und Briefe hat er das getan. Die Rundbriefe an die Pfarrerschaft sind nun in Auswahl wieder zugänglich. Sie erlauben uns einen Blick in die Fragen, die Christen und Christinnen in jenen Jahren zu klären und in denen sie sich als Berufene zu bewähren hatten. Dass dies nicht ohne Gottes Zuspruch und Geleit geschehen kann, wusste Gerhardt Heintze sehr gut. Seine Briefe lassen auch dies spüren. Dieses Buch ist ein Gedenkbuch und Werkbuch.

Verlag Uwe Krebs 15,5 x 23 cm . 722 Seiten . Hardcover mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-932030-62-8 . 35,00 EUR

Inhalt

- 3 Die Braunschweigische Hofmalerin Anna Rosina de Gasc (1713 - 1783) - von Gerd Biegel
- 4 Historische Hohenhamelner Hauseingänge – Eine Spurensuche - von Jens Koch
- 6 Das Wunder von Lengede - von Werner Cleve
- 12 Oberbaurat Richard Katzorke: Braunschweig, in der Endphase der Braunschweigischen Baudirektion 1919 bis 1933 – kirchliche Bauten vor, Schulplanungen nach dem ersten Weltkrieg - von Falko Rost
- 17 Buchbesprechung: Das Naturschutzgebiet Riddagshausen - von Klaus Hermann
- 18 Blau-Gelb aus Überzeugung - von David Mache
- 20 Hochwasser in Braunschweig - von Claus Wilske, Stadtentwässerung Braunschweig GmbH (SE|BS)
- 25 Vor 250 Jahren: Die Ankunft der Familie Stobwasser in Braunschweig - von Otto Pfingsten
- 27 Apotheke Wendeburg – 150 Jahre im Dienst der Gesundheit - von Rolf Ahlers
- 32 Der Seeregenpfeifer – ein äußerst seltener Durchzügler im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche - von Rolf Jürgens

Liebe Leserin und lieber Leser,
das neue Heft der Braunschweigischen Heimat ist vollständig „in Farbe“ gedruckt, um die Abbildungen wirkungsvoller herauszustellen. Um diese Ausgestaltung zu finanzieren, bitten wir sehr um Spenden.

Wir erinnern gern an die Jubiläumsjahre: 2008 „100 Jahre“ Braunschweigischer Landesverein, 2010 „100 Jahre“ Braunschweigische Heimat, 2014 „100. Jahrgang“ Braunschweigische Heimat.

Impressum:

Herausgeber:

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V. www.bs-heimat.de

Vorsitzender:

Dieter Heitefuß
Buchfinkweg 10
38122 Braunschweig
vorsitzender@bs-heimat.de

Redaktion:

Rolf Ahlers
Wendezeller Ring 10
38178 Wendeburg
heimat@hs-heimat.de

Layout & Gestaltung:

Johanna Hermann
www.RaumKunstLicht.de
mail@RaumKunstLicht.de

Druck und Bindung:

Onlineprinters GmbH
Rudolf-Diesel-Straße 10
91413 Neustadt a. d. Aisch

Mitgliedsbeitrag: pro Jahr 25,- €

Schüler und Studenten auf Anfrage
Bankverbindung:
Braunschweigische Landessparkasse
Konto 111 690 BLZ 250 500 00
IBAN: DE19 2505 0000 0000 1116 90

Braunschweigische Heimat

ISSN 2198-0225

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion und des Vereins wieder.

Abbildungen auf der Titelseite

Abb. oben rechts:
Der Okerlauf bei Groß Stöckheim 1884. (Seite 22)

Abb. mitte:
Rühler Schweiz mit Weser und Vogler (Luftbild). (Seite 18)

Abb. unten links:
Grundriss des Bruchhohlraumes und Vorstellung über die Lage in den verschiedenen Phasen der Rettung. IH (Seite 9)

Abb. unten mitte:
Johann Heinrich Stobwasser im Alter. (S. 25)

Abb. unten rechts:
Selbstporträt von Anna Rosina de Gasc, 1767. (Seite 3)

Die braunschweigische Hofmalerin Anna Rosina de Gasc (1713-1783)

„... Von da an ging ich zu der Frau von Gasc, die mich eingeladen hatte, um ein paar Gemälde anzusehen. Sie hat Künstler Eitelkeit und Frauenzimmer Eitelkeit in völligen Maaße. Ich würgte einige Complimente heraus, allein sie blieb doch mit denen, die sie sich selbst machte, oben ...“ und „... zu Gasc, um ein Bildniß von der Princeßin Braut zu sehen; ich sahe es mit sehr vielem Vergnügen, ungeachtet mich die Eitelkeit der Frau von neuem gewaltig choquirte.“

Als Johann Anton Leisewitz diese Notizen in seinem Tagebuch am 11. August 1779 und am 24. Juni 1780 machte, war Anna Rosina de Gasc schon einige Zeit als Künstlerin in Braunschweig etabliert und in der Zwischenzeit zur Hofmalerin am braunschweigischen Hof ernannt worden. Deutlich lässt Leisewitz seine Vorurteile spüren, die er gegenüber der Künstlerin besaß, denn es war keineswegs im 18. Jahrhundert selbstverständlich, dass eine Frau eine solch exponierte Stellung einnahm. Es waren familiäre Gründe, aber auch die aus Berliner Zeiten stammende enge Verbindung zu der Schwester des preußischen Königs Friedrich II., Philippine Charlotte, die seit 1733 mit Herzog Carl I. von Braunschweig verheiratet war, die Anna Rosina von Berlin nach Braunschweig führten. Die zur Welfin gewordene preußische Künstlerin hatte sich in der Zwischenzeit nicht nur einen herausragenden Ruf bei den Mitgliedern des braunschweigischen Hofes, die sie in großer Zahl porträtierte, geschaffen, sondern besaß auch hohes Ansehen im kulturell aufgeschlossenen Bürgertum. In unserer Zeit aber ist die einst berühmte Malerin nur noch wenigen besonders interessierten Kunstfreunden bekannt.

In einer Künstlerfamilie geboren

Anna Rosina Lisiewska wurde 1713 in Berlin als zweite Tochter des Hofmalers Georg Lisiewski (1674-1751) geboren. Wie einige ihrer Geschwister lernte sie im Atelier des Vaters und wurde sehr bald dessen engste Mitarbeiterin. Besonders ausgeprägt war ihr Talent für präzise Erfassung und malerisch gekonnte Wiedergabe weiblicher Kleidung mit auffallend dekorativen Blumenmustern und variationsreichen Spitzen. Ihre Leistungen fanden schon früh Anerkennung, sodass sie bereits 1734 einen „ehrenvollen“ Ruf an den Dresdner Hof erhielt, jedoch im Interesse ihres Vaters und der Mitarbeit in dessen Atelier in Berlin blieb.

Text von Prof. Dr. h.c. Gerd Biegel

Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte
an der TU Braunschweig



Abb. 1: Selbstporträt von Anna Rosina de Gasc, 1767. Foto: Archiv des Verfassers.

1741 heiratete Anna Rosina den preußischen Hofmaler David Matthieu (1697-1755) und erhielt nach dessen Tod im Jahr 1756 einen Ruf nach Zerbst, um für eine „Schönheitengalerie“ im Zerbster Schloß 72 Damenbildnisse anzufertigen. Mehr als 40 davon hat sie fertig gestellt, auch wenn es heute nicht mehr möglich ist, die Gesamtausstattung zu rekonstruieren. Trotz ihrer „Berufung“ nach Zerbst arbeitete Anna Rosina überwiegend in Berlin, lediglich unterbrochen durch Reisen zu ihren Auftraggeberinnen und Modellen. Unter diesen nahm die ihr seit vielen Jahren vertraute Herzogin Philippine Charlotte in Braunschweig eine besondere Position ein, wie die Vielzahl unterschiedlicher Porträts der braunschweigischen Herzogin erkennen lassen.

Der Wechsel nach Braunschweig - Die Hofmalerin

Seit dem 2. Oktober 1760 war Anna Rosina Matthieu mit dem Berliner Gerichtsassessor Luis de Gasc (1718-1793) verheiratet, der – befreundet mit Lessing und anderen führenden Persönlichkeiten der braunschweigischen Gesellschaft – 1779 Professor für französische Sprache am Collegium Carolinum wurde. Bereits 1764/1765 war der Wechsel von Berlin nach Braunschweig erfolgt, wobei sicherlich der bereits erwähnte langjährige Kontakt zu Herzogin Philippine Charlotte eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hatte. Mit großem Können und immensem Fleiß arbeitete die Künstlerin an ihrer neuen Wirkungsstätte. Es entstanden vielfältige Porträts der herzoglichen Familie und deren Verwandten, von Berühmtheiten des kulturellen Braunschweigs sowie von Mitgliedern ihrer einst preußischen Klientel. Von besonderer Bedeutung sollte ein Doppelbild von Herzogin

Philippine Charlotte und Herzog Carl I. werden, das 1777 entstand. Anna Rosina de Gasc stellte das Paar in gutbürgerlichem Sinne vor einem Kamin sitzend während einer gemütlichen Plauder- und Lesestunde dar. Diese scheinbar eher private Szene aus dem Umkreis der herzoglichen Familie schien der offiziellen höfischen Tradition in der Hofmalerei der Zeit keineswegs zu entsprechen und hatte zweifellos großes Aufsehen erregt. Dennoch ist das Gemälde nicht so sehr als Ausdruck privater Befindlichkeit zu werten. Vielmehr liegt seine historische Bedeutung in seiner politischen Aussage. Anna Rosina de Gasc vermittelt gekonnt ein sich wandelndes Verständnis von Herrschaft der Zeit, das sowohl in der Erwartungshaltung der Untertanen als auch im sich wandelnden Selbstverständnis der Regierenden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck kommt. Das Bild stellt Herzog und Herzogin als private Personen vor, die in ihrer Individualität und der Demonstration bürgerlicher Tugenden und Empfindungen deutliche Vorbildfunktion ausüben. Es war eine herausragende Leistung von Anna Rosina de Gasc und nicht zufällig folgte nun 1777 die offizielle Ernennung zur braunschweigischen Hofmalerin. Damit war die Künstlerin auf dem Höhepunkt ihrer offiziellen Anerkennung angelangt, nachdem bereits 1770 ihr wohl bestes Werk entstanden war. In diesem Jahr schuf sie, wohl im Auftrag des Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand, das Porträt von Maria Pessina von Branconi, die sie virtuos in ihrer ganzen verführerischen Sinnlichkeit darzustellen verstand. Die durch das zeitlose Meisterwerk Anna Rosinas vermittelte Schönheit der Maria von Branconi

hatte bereits in ihrer Zeit als Mätresse des Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand in der braunschweigischen Gesellschaft großes Aufsehen erregt, auch Goethe war von ihrer Ausstrahlungskraft und Schönheit beeindruckt. Im Oktober 1779 hatte Goethe die „Schöne Frau“ - wie er sie nannte, in der Schweiz kennen gelernt. 1780 trafen sie sich in Weimar und während seiner zweiten Harzreise besuchte er Maria von Branconi am 9. September 1783 auf deren Gut Langenstein bei Halberstadt. Wie kaum ein anderes Porträt im umfangreichen Werk der Anna Rosina de Gasc war es ihr bei dem Bild der Maria von Branconi gelungen, psychologisch einfühlsam Wesen und Ausstrahlungskraft der bewunderten Mätresse wiederzugeben. Im gleichen Jahr wie das Branconi-Porträt entstand auch ein Bild von Abt Jerusalem, dem Erzieher des Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand und Gründer des Collegium Carolinum in Braunschweig. In ihren späten Selbstbildnissen (1767 und 1782) schließlich begegnet uns Anna Rosina de Gasc als nachdenklich gewordene Frau, die abgeklärt und älter geworden erkennt, dass manche Erwartungen des Lebens wie schillernde Seifenblasen zerplatzt sind.

Anna Rosina de Gasc hatte als Frau und Künstlerin einen ungewöhnlichen Lebens- und Berufsweg im 18. Jahrhundert eingeschlagen und sich mit ihren malerisch gekonnten Werken ein hohes Ansehen am Braunschweiger Hof und in der Kunstwelt ihrer Zeit errungen. Als braunschweigische Hofmalerin hinterließ sie bei ihrem Tod am 26. März 1783 eine deutlich spürbare Lücke im kulturellen Leben Braunschweigs.

Historische Hohenhamelner Hauseingänge – Eine Spurensuche

Text und Fotos von Jens Koch



Abb. 1: Spruchbalken / Untere Dorfstraße 18.

In der Baudenkmalpflege heißt es „Fenster sind die Augen eines Hauses“, die Hauseingänge sind jedoch noch weit wichtiger, denn sie waren zumindest früher quasi die „Visitenkarte“ der Besitzer. In Hohenhameln ist nur noch wenig an historischer Substanz erhalten geblieben, dennoch häufig liebevoll in Szene gesetzt. Dem „Energiespar-Fieber“ und auch rasch wechselnder Mode fielen aber leider unzählige alte Türen, Fenster und Fassaden zum Opfer. Doch eine Spurensuche lohnt sich noch.

Oft begegnen wir noch so genannten Spruchbalken über den Türen oder Toren alter bäuerlicher Fachwerkbauwerke in unserer Region; zumeist mit schönen, verschnörkelten Segenssprüchen versehen: „Der Gott vertraut hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden“, lautet die Inschrift an der Hofstelle „Untere Dorfstraße 18“ (Abb. 1). In der Markstraße 9 findet sich eine weitere Spur der einstigen ursprünglichen

Hauptstraßen-Bebauung. Deutlich zurückgesetzt entdeckt man den alten Eingang vom 1803 erbauten Haus von Friderich Ludewig Lauenstein, der eine stilisierte Krone über der Namens-Kartusche führt. Falls er nicht dem niederen Adel entstammte, könnte er ein privilegiert

legierter Hof-Lieferant gewesen sein. Auch hier ist schon eine moderne Tür eingesetzt worden. Gelbgießermeister Hermann Lauenstein wird noch im Jahre 1893 im „Adreßbuch für Peine“ gelistet, ebenso wie der Schneidermeister Ferdinand Lauenstein und der Dachdeckermeister Wilhelm Lauenstein; vermutlich schlichtweg 3 Nachfahren, die ein wenig „Dorf-Karriere“ gemacht haben.

Alt trifft Neu gilt auch für die ehemalige Hofstelle von Joseph Willerding, dessen Vorfahren Johann Heinrich Willerding und Maria Gerduht Algermissen sie 1787 erbaut haben. Schon 1808 errichteten diese gleich nebenan ein weiteres Gebäude, heute die Hausnummer 9. (Abb. 2) Am alten Standort, (vermutlich einst die Scheune) „Im Hoken 7“, findet man jedoch eigentlich nur noch den Sturzbalken mit der gut lesbaren Inschrift vor, der Rest sind moderne Zutaten. Die unterschiedlichen Namen des Erbauer-Paares sagen



Abb. 2: Haustafel Lauenstein / Markt-Straße 9.

nicht unbedingt etwas über Ihren damaligen Beziehungsstatus aus. Dem auswärtigen Besucher sollte meist nur stolz die Herkunft erklärt werden. Im Barock wurde gern das Christus-Monogramm IHS (bedeutet: Iesus Hominum Salvator, volkstümlich auch: Jesus Heiland Seligmacher) aus Frömmigkeit in das Hauswappen integriert, wie auch im Eingangsbalken einer sehr alten Hohenhamelner Hofstelle „Hohe Straße 28“, datiert Anno 1759, sie besitzt noch reichlich gute Originalsubstanz. (Abb. 3)

An historischen Gebäuden mit offiziellem Charakter findet man auch schon mal ein „richtiges“ Wappen, wie das des Kölner Erzbischofs und Kurfürsten (1723-1761) Clemens August von Bayern; geb. 1700, ab 1724 auch Fürstbischof von Hildesheim, also der einst zuständige kirchliche und weltliche Regent aus dem Hause Wittelsbach; seine gekreuzten Insignien Krummstab und Schwert im Wappen, welches von „Kuruhut“ bekrönt wird, drücken es aus. Im Wappen selbst sind die heraldischen Symbole der betreffenden Ländereien des Machtgebietes angeordnet; unten links beispielsweise entdeckt man das so genannte „Mainzer Rad“. Clemens August wurde von seinen Zeitgenossen als ‚Monsieur des cinq églises‘ (Herr der fünf Kirchen) bezeichnet, denn er war nicht nur Kurfürst und Erzbischof von Köln, sondern auch Fürstbischof von Paderborn, Münster, Hildesheim und Osnabrück und damit einer der wichtigsten geistlichen Fürsten seiner Zeit. Den Besucher begrüßt sein prächtiges Wappen noch immer am 1732 erbauten katholischen Pfarrhaus. Es ist das älteste noch erhaltene Wohngebäude in Hohenhameln und befindet sich neben der Sparkasse gegenüber der evangelischen Kirche. (Abb. 4) Ursprünglich sollte es auch abgerissen werden, aber es fand sich ein Investor. Zurzeit wird es deshalb renoviert.

Abb. 4 rechts: Wappen am ehemaligen katholischen Pfarrhaus / Marktplatz 1.



Abb. 3 mitte: Spruchbalken 1759 mit IHS / Hohe Straße 28.



Das Wunder von Lengede

Text von Werner Cleve

Für die Kumpel der Mittagsschicht der Eisenerzgrube Lengede-Broistedt (Schacht Mathilde) begann am 24. Oktober 1963 ein Arbeitstag wie jeder andere. Doch es kam alles anders. Gegen 20 Uhr brach der Klärteich 12 ein und 475 000 m³ Wasser und Schlamm stürzten in die Grube. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich 129 Männer unter Tage. Sie kämpften um ihr Leben. 79 von ihnen gelang in den ersten Stunden die Flucht nach über Tage. Einen Tag später konnten sieben weitere Kumpel mit einem Floß gerettet werden. Inzwischen war eine große Anzahl Journalisten eingetroffen und zum ersten Mal in der deutschen Fernsehgeschichte wurden Zuschauer live zu Hause in ihren Wohnzimmern Zeugen eines solchen Unglücks. Suchbohrungen wurden niedergebracht. Dabei entdeckte man in einer Luftblase bei Barbecke in einer Tiefe von 79 Metern drei Bergleute. Diese wurden acht Tage nach dem Unglück am 1. November mit einer Dahlbuschbombe (Rettungskapsel) gerettet. Durch ein Bohrloch ließen Rettungskräfte die Dahlbuschbombe hinunter und zogen sie jeweils mit einem Bergmann besetzt wieder herauf. Danach wurden die Rettungsmaßnahmen beendet, da man keine Überlebenschancen für die 40 noch vermissten und für tot erklärten Bergleute sah. Die Trauerfeier war schon vorher auf den 4. November festgesetzt worden. (aus: Das Unglück von Lengede, Braunschweigische Heimat, Heft 1/2013)

Könnte es noch weitere Überlebende geben?

Die Namen der gesamten Belegschaft des Abbaureviers Osten 92, etwa 30 Männer, standen bereits zwei Tage nach dem Unglück auf der „Todesliste“. In der Mittagsschicht am Sonnabend, 02.11., neun Tage nach dem Unglück, informierte sich der Bergwerksdirektor auf der 60 Meter-Sohle über den Fortschritt von Aufräumarbeiten. Dies wurde von einer Gruppe von Bergleuten genutzt, um ihn wegen der Flucht-

möglichkeit der Männer aus dem Revier Osten 92 in den „Alten Mann“ anzusprechen (Bruchfeld = Alter Mann = Gebiet, das entsteht, wenn ein Abbau-feld ausgeerzt ist und sich selbst überlassen wird. Es fällt in sich zusammen und es ist darum aus Sicherheitsgründen bergbehördlich untersagt, Bruchfelder zu betreten). (Abb. 1) Wortführer war ein ortskundiger Hauer. Er erklärte, dass er vor dem ansteigenden Wasser versucht hätte, in den „Alten Mann“ zu gehen und aufwärts zu klettern, um nicht zu ertrinken. Er nannte auch eine ihm bekannte Einstiegsmöglichkeit bei der Strecke 1. Auch beklagte er, dass, obwohl schon viele Suchbohrungen erfolgten, noch keine in den „Alten Mann“ von Osten 92 durchgeführt wurde. Die Ausführungen sollen mit großem Nachdruck und in drastischer Form gemacht worden sein und veranlassten den Direktor, eine Suchbohrung durchführen zu lassen. Der Entschluss stand im Widerspruch zu allen bis dahin von der Einsatzleitung angestellten Überlegungen. Denn den eventuell in das Bruchgebiet vor dem Wasser geflohenen Bergleuten gab man keine Überlebenschance, weil der Wasserspiegel im Bruch etwa 11 Meter über der Sohle des Fluchtweges – Strecke 1 – stand. Sie hätten diesen Höhenunterschied vor dem Wasser überwinden und dann Hohlräume finden müssen. Selbst bei der Annahme, sie hätten das geschafft, gab man ihnen keine Überlebenschance, weil im Bruchbau um für längere Zeit zu

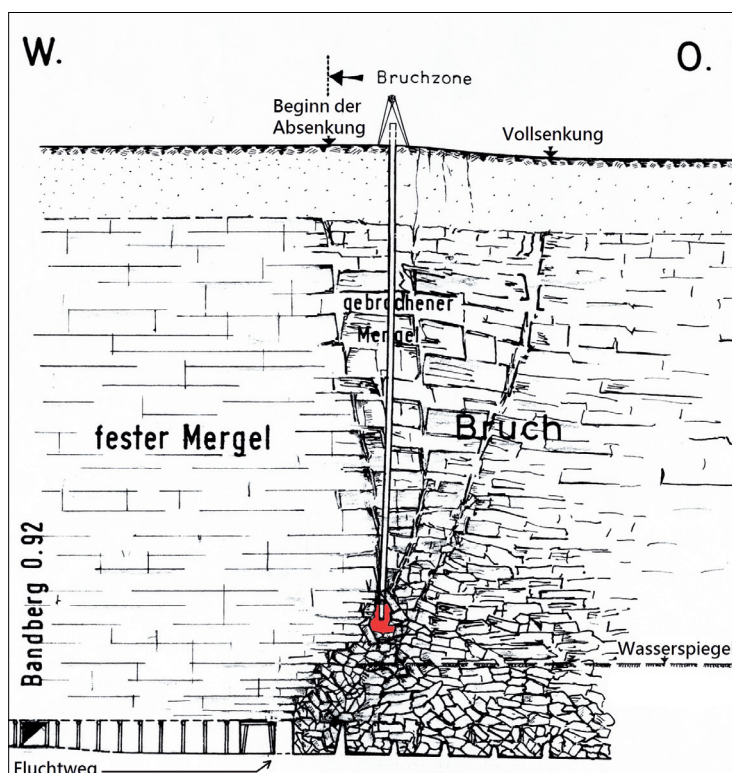


Abb. 1: Bruchsituation und West-Ost-Profil durch die Suchbohrung Brl. 10, Bruchhohlraum rot markiert. IH

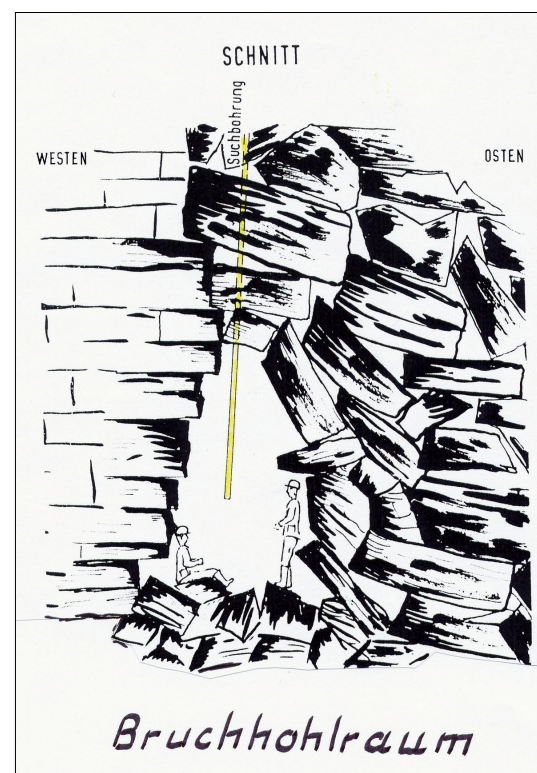


Abb. 2: Profil durch den Bruchhohlraum in West-Ost-Richtung. IH

überleben nicht genügend Atemluft vorhanden ist. Außerdem war es fast unmöglich, solche eventuell vorhandenen Hohlräume anzubohren. Wohl um sich nicht nach-sagen zu lassen, nicht alles versucht zu haben, um Leben zu retten, erteilte der Bergwerksdirektor gegen 23.30 Uhr der Bohrfirma Göttker, die bisher alle Suchbohrungen durchgeführt hat, telefonisch den Auftrag, so schnell wie möglich nach Lengede zurück-zukommen und eine Suchbohrung durch-zuführen.

Problematisch war die Festlegung des Ansatzpunktes der Suchbohrung. Bei allen bisherigen Bohrungen konnte der Markscheider (Vermessungsingenieur) den Bohrpunkt exakt vermessen, um eine bestimmte Stelle unter Tage anzubohren. Dies war mit einem vorhandenen Koordinatensystem von über Tage, projiziert nach unter Tage, möglich. Für den „Alten Mann“ (Bruchgebiet) sind aber keine präzisen Unterlagen vorhanden, lediglich der Plan mit dem letzten Stand des Abbaus. Mit dem Plan, den Kenntnissen über das Bruchverhalten (mögliche Hohlraumbildung an der Bruchkante) und den Aussagen des Hauers, wurde ein Bohransatzpunkt festgelegt. Um 4 Uhr – es ist Sonntag, der 03.11, zehn Tage nach dem Unglück – war die Firma Göttker bohrbereit. Der Bohrmeister erklärte aber, an dem festgelegten Bohransatzpunkt nicht bohren zu können, weil dieser sich auf einer Gleisanlage befand. Nach kurzer Diskussion einigte man sich darauf, neben der Gleisanlage zu bohren, und verlegte den Bohrpunkt 2 Meter in Richtung Süden. Der Abweichung wurde im Rahmen der gesamten Unsicherheit bei der Festlegung des Bohransatzpunktes keine Bedeutung beigemessen. Dann begann die Suchbohrung (Brl. 10).

Der Bohrmeister schrieb in seinem Bericht: „Gegen 07.00 Uhr (Sonntag, 03.11.) brachen wir schon in einer Tiefe von 56 Meter durch. Ich musste plötzlich das frei fallende Rohr bremsen und die Spülung ging schlagartig weg. Wir waren sicher, einen Hohlraum angebohrt zu haben. War es der Richtige? Ohne Rotation wurden die Rohre nun langsam bis auf Hohlraum-sole bei 58 Meter gedrückt und wieder etwas angezogen. Und dann begannen die spannendsten und am Ende glücklichsten Minuten, die wohl keiner der Anwesenden jemals vergessen wird. Der Motor wurde abgestellt und mit einem Hammer an das Bohrgestänge geschlagen. Danach absolute Stille und Lauschen am Bohrrohr. Wieder und wieder wurde diese Prozedur wiederholt. Auf allen Gesichtern sah man Ent-täuschung.

Keine Antwort von unten. Minuten wurden zur Ewigkeit und es war wohl keiner da, der präzise sagen konnte, wie lange es dauerte, bis der jetzt am Gestänge horchende Kumpel heiser sagte: „Ich höre was.“ Alle drängten sich aufgeregt ans Bohrgestänge und ein jeder konnte ein von unten kommendes, ganz schwaches Pinkern hören. In diesem Augenblick schämte ich mich nicht meiner Rührung, ich hatte Tränen in den Augen, doch einem jeden im Umkreis ging es genau so. Nun klopfen wir immer wieder und immer kam die Antwort. Eine Täuschung war nicht möglich, da waren Überlebende.“ (Abb. 2)

Das Bohrgestänge wurde vorsichtig gezogen und festgestellt, dass das Bohrloch verstopft war. Es gab keine Kontaktmöglichkeit durch das freistehende Loch. Die Bohrung wurde neu verrohrt und am Ende eine offene Bohrkrone eingesetzt. Als man endlich wieder unten war, konnte man die Klopfschläge der Eingeschlossenen deutlich hören, auch ohne das Ohr an das Bohrgestänge zu halten. Als Versorgungs-verbindung stand nur der freie Innen-querschnitt des Bohrgestänges von 58 mm Durchmesser zur Verfügung. Als Erstes wurde eine leuchtende Taschenlampe, ein Zettel mit der Frage „Wer seid ihr?“ und ein Kugelschreiber zusammen in einem Plastikbeutel nach unten gelassen. Der aus dem Rohr kommende Luftstrom war aber so stark, dass der Beutel immer wieder herausflog. Erst als dieser mit Eisen beschwert wurde, gelang das Herunterlassen an einem Bindfaden. Als Antwort kam: „Wir sind 10 Mann. Einer ist nervenkrank. Haben Hunger und Durst und kein Licht. Vielleicht Zigaretten und Feuer.“ Dann wurde wieder mit einem Zettel aufgefordert, die Namen aufzuschreiben. Als Antwort kamen 11 Namen nach oben, darunter der Elektromonteur einer Fremdfirma. Außerdem waren zum Namen die Kontrollnummern der Bergleute angegeben und es wurde vermerkt: „Steinschlaggefahr!!!“ Ein weiterer Zettel brachte folgende Nachricht: „Wir haben alle starke Fußbeschwerden, Prellungen am Kopf und Körperteilen. Einer hat einen kleinen Nervenschock oder Verfolgungswahn, läuft hier nackt herum. Zeug ist weg. Stimmung wieder gut. Besten Dank. Können wir noch eine Lampe bekommen, die eine flackert.“ Das waren die ersten Nachrichten von den elf Überlebenden auf engstem Raum, völlig durchnässt und seit etwa zehn Tagen ohne Nahrung und Licht. (Abb. 3)



Abb. 3: Modell „Alter Mann“ mit Bruchhohlraum und den Eingeschlossenen.

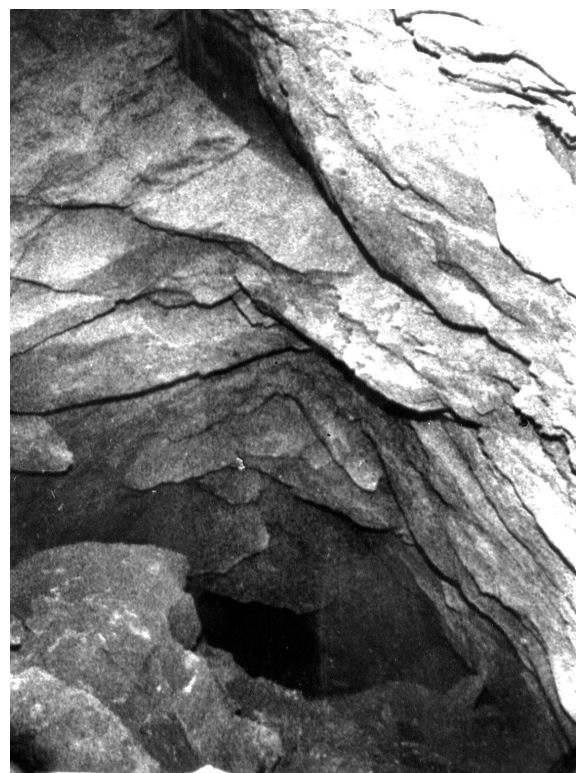


Abb. 4: Der Bruchhohlraum mit Blick in Richtung Süden. IH

Was war zuvor geschehen?

30 Bergleute und der Elektromonteur versammelten sich nach dem Wassereinbruch in Höhe der obersten Strecke (Strecke 1) des Bandberges Osten 92, wo sich ein Übergang über dem schon unter Wasser stehenden Erztransportband befand. Einige wollten zur 70 Meter-Sohle fliehen und gingen auf dem Transportband aufwärts, gegen das wie ein reißender Gebirgsbach in die Grube stürzende Wasser. Aber der Wasserdruck war zu groß, sie mussten umkehren. Dabei ertrank ein Bergmann in den Fluten. Der Wasserspiegel stieg und stieg. Gegenüber der Strecke 1 ging auch eine Strecke in Richtung Osten 91 ab, die aber wegen der Grubenbelüftung zugemauert war. In der Hoffnung, dass im Revier Osten 91 der Wasserstand niedriger war, schlug eine Gruppe von acht Bergleuten, darunter ein Steiger, die Mauer ein. Von der anderen Seite stürzten aber noch weitere Wassermassen auf die Männer und sie ertranken. Ein weiterer Bergmann ertrank in den Fluten des Bandberges. Den verbliebenen 21 Bergleuten blieb als letzte Zuflucht vor dem ansteigenden Wasser nur der Rückzug in die Strecke 1. Sie war eine „Sackgasse“ und endete im Bruchgebiet (Bruchfeld). Am Ende der Strecke lag ein frisch geschossenes Haufwerk (ein Haufen gesprengtes) Erz. Darauf versammelten sich die meisten Bergleute und beobachteten mit Sorge das Ansteigen des Wassers. Einige erkundeten die Rückzugsmöglichkeit in den „Alten Mann“. Sie fanden einen Spalt in der Nähe des Haufwerkes und konnten von dort aus bis zum Haufwerk eine Bohle legen. Das Wasser stieg und stieg und es blieb den Bergleuten nichts anderes

übrig, als in den „Alten Mann“ zu klettern, um nicht zu ertrinken. Sie krochen bzw. kletterten von Gesteinsplatte zu Gesteinsplatte vor dem weiter ansteigenden Wasser aufwärts. Sie konnten nur den Spalten im Bruch folgen und machten dabei zuerst eine Rechts- und dann eine Linkskurve, bis sie einen sanft ansteigenden Hohlraum erreichten. Als das Wasser sie erreichte, kletterten sie weiter. Noch leuchteten ihre Helmlampen. Sie erkannten, dass es nicht weiter ging, und sie in einem Hohlraum gefangen waren. Alle konnten nicht oben sitzen, die zuerst da waren saßen oben, die anderen verteilten sich nach unten bis zum Wasserspiegel. Der nachrückende Wasserspiegel stellte sich etwa 8 Meter über der Einstiegsöffnung ein und war die tiefste Stelle des Hohlraumes. Von dort begann eine Hanglage, etwa 14 Meter lang, bei einem Höhenunterschied von etwa 5 Meter. Sie mündete in den „dom-artigen“ Raum, der eine Grundfläche von etwa 5x2 Meter hatte. (Abb. 4) Sie hatten Angst, dass das Wasser noch höher steigt. Dann wurde die Luft stickig (sauerstoffarm). Sie atmeten schwer und bekamen Kopfschmerzen, bis sie schließlich einschliefen. Nach einigen Stunden wachten sie auf. Es wehte ein frischer Luftzug und sie froren. Die Luft zog nach oben, vermutlich stammte sie von einer vom Wasser beschädigten Druckluftleitung aus dem Abbaugebiet. Es wachten aber nicht alle auf. Sechs Bergleute waren tot, von Gesteinsbrocken tödlich getroffen. Jetzt wurde ihnen so richtig klar, wie ernst die Lage ist. Die unmittelbare tödliche Gefahr war nun, von Gesteinsbrocken erschlagen zu werden, und es war nur eine Frage der Zeit, wann der Berg sein nächstes Opfer holen wird. (Der Hohlraum unterliegt dem weiteren Bruchverhalten. Das heißt, es fallen von der Decke Gesteinsbrocken (feste Mergelplatten bis loser Mergel) ab und der Hohlraum wandert so langsam nach oben. „Der Berg arbeitet“ heißt es in der Fachsprache. Als Phänomen ist zu nennen, dass dieses „Arbeiten“ täglich etwa in der Zeit von Mitternacht bis 3 Uhr geschieht, was mit den Temperaturverhältnissen



Abb. 5: Sprechkontakt mit den Eingeschlossenen. Dahinter: Ein Rohrbehälter mit Nahrung wird durch die Suchbohrung nach unten gelassen.



Abb. 6: Ideco-Bohranlage (Brl. 11) der Fa. Deilmann (rechts). Im Hintergrund der Schacht Mathilde.

zwischen Tag und Nacht, Erwärmung und Abkühlung des Erdreiches, zusammenhängen soll.)

Am ersten Tag nach dem Unglück erloschen die Akku-Helmlampen der Bergleute, eine nach der anderen, bis im Hohlraum totale Finsternis eintrat. Nun begann die lange Wartezeit auf Rettung und der Kampf ums Überleben. Die Grundvoraussetzungen dafür waren gegeben: Es gab Luft und Wasser. So vergingen die Tage bis zum 3. November, dem zehnten Tag nach dem Unglück. In den vergangenen Tagen waren noch vier Bergleute an den Folgen von Steinschlägen gestorben. Nun waren sie noch elf, sie waren verzweifelt und hatten nur noch wenig Hoffnung auf Rettung. Dann passierte das nicht mehr für möglich gehaltene, eine Suchbohrung traf den Hohlraum.

Erste Maßnahmen nach dem Auffinden

Getränke und leichte Nahrung, von den Ärzten festgelegt, gingen in passenden kleinen Plastikflaschen, die in von der Werkstatt angefertigten Rohrbehältern gestellt wurden, hinunter. Die Männer wurden mit Taschenlampen versorgt. Damit konnten sie sich ihr Verlies ansehen und entdeckten eine große, schräg gestellte Mergelplatte, hinter der sich ein Hohlraum befand. Dieser konnte als „sicheres“ Versteck genutzt werden. Kleidungsstücke wurden zu dünnen Würsten gedreht und hinuntergelassen. Vom Rundfunk (NDR) wurde, wie bei der Rettung in Barbecke, eine Gegensprechanlage zu den Eingeschlossenen installiert. (Abb. 5) Die für den folgenden Tag, Montag, 04.11., geplante Trauerfeier wurde abgesetzt. Die dafür vorgesehene Mehrzweckhalle in Lengede war schon fertig hergerichtet.

Für die Rettungsbohrung sollte wieder die Ideco-Bohranlage der Firma Deilmann zum Einsatz kommen. Sie stand noch in Barbecke, die Mannschaft war nach der Rettung am Freitag nach Hause in das Wochenende gefahren. Es gelang, die Bohranlage bis Mitternacht betriebsbereit zu machen. Inzwischen war den Bergleuten durch das Suchbohrungsloch (Brl. 10) Rohrmaterial mit fertigen Verbindungen hinunter gelassen worden, damit sie sich Schutzhütten gegen Steinschlag errichten konnten. Der Ansatzpunkt für die Rettungsbohrung (Brl. 11) wurde in Zusammenarbeit mit Bergleuten im Hohlraum festgelegt, die für Messungen Zollstock und Kompass nach unten geschickt bekamen. Der Durchbruchpunkt wurde in die nördlichste Ecke geplant, weil dort der Bruchhohlraum von der Stabilität am sichersten erschien.

Über einen Vorfall ist noch zu berichten. Beim Auffahren der schweren Bohranlage zum Bohransatzpunkt ereignete sich im Hohlraum im „Alten Mann“ ein schwerer Steinfall durch das Lösen einer tonnenschweren Mergelplatte.

Glücklicherweise wurde niemand ernstlich verletzt. Der Vorfall zeigte die Labilität des Hohlraumes und die risikoreiche Rettungsaktion. Die weiteren Arbeiten mussten mit noch größerer Vorsicht geschehen.

Am Montag, 04.11., um 3.00 Uhr, war der Bohrbeginn der Rettungsbohrung (Brl. 11). Mit Rücksicht auf die Labilität des Gebirges wurde beschlossen, nur bis etwa 40 Meter Tiefe in der herkömmlichen Weise mit Nassspülung zu arbeiten. Dann sollten zur Stabilität des Bohrloches und des Gebirges Rohre einzementiert werden. Das anschließende Weiterbohren sollte mit Druckluftspülung erfolgen. (Abb. 6)

Mit Hilfe eines orientierten Gestänges, welches in die Suchbohrung eingelassen wurde, erfolgte eine zweite Vermessung des Hohlraumes durch die Markscheiderei. Die Arbeiten im Hohlraum wurden von einem der Bergleute ausgeführt.

Danach ergab sich eine andere Lage des Hohlraumes. Es musste jetzt davon ausgegangen werden, dass die inzwischen 25 Meter tiefe Rettungsbohrung nicht an der gewünschten Stelle des Hohlraumes eindringen würde, sondern 1,5 Meter nördlich daneben. Wegen der Labilität des Hohlraumes und des Gebirges wurde entschieden, keine neue Rettungsbohrung anzusetzen, sondern eine neue Versorgungsbohrung (Brl. 14), um den Eingeschlossenen Druckluftwerkzeuge zur Mithilfe bei der Herstellung des Durchbruchs zwischen Bergungsloch und Hohlraum, aber auch geeigneteres und stärkeres Ausbaumaterial, hinunterzuschicken.

Die neue Versorgungsbohrung (Brl. 14) wurde am Montag, 04.11., kurz vor Mitternacht 2 Meter südlich von der ersten Suchbohrung angesetzt, um den Hohlraum in 56 Meter Tiefe zu erreichen. Als nach 27-stündiger Bohrzeit (Mittwoch, 06.11.) und bei 62 Meter Tiefe immer noch kein Durchschlag erfolgte, musste die Bohrung am Hohlraum vorbeigegangen sein. Diese Tatsache löste bei der Rettungsleitung bezogen auf die Lage des Hohlraumes Verwirrung aus. Überraschenderweise blieb der befürchtete psychologische Schock bei den Eingeschlossenen aus. In aller Eile wurden Spezialisten für Bohrlochvermessungen – Firma Eastman und die Messabteilung der Preussag – geholt, die alle „Rätsel“ bezogen auf die Lage des Hohlraumes im „Alten Mann“ lösten. Ergebnis der Messungen: Die Suchbohrung (Brl. 10) war von oben betrachtet in Richtung Nordwest um 2,2 Meter abgedriftet (aus dem Lot gelaufen). Das ermöglichte erst das Auffinden des Hohlraumes. Die große Versorgungsbohrung (Brl. 14) hatte eine Abweichung von 4,6 Meter nach Westen und konnte den Hohlraum überhaupt nicht treffen. Die Rettungsbohrung (Brl. 11) hatte beim Zustand der Vermessung (Tiefe 40 Meter) eine Abweichung in Richtung Nordwest von 0,4 Meter. Mit den Messungen konnte nun die tatsächliche Lage des Hohlraumes ermittelt werden. (Abb. 7) Interessant dabei war, dass die Rettungsbohrung nun doch den Bereich des Hohlraumes treffen würde, der nach der ersten Messung als Ziel angesehen wurde, und wonach die Festlegung des Ansatzpunktes der Bohrung erfolgte. Es sah so aus, als

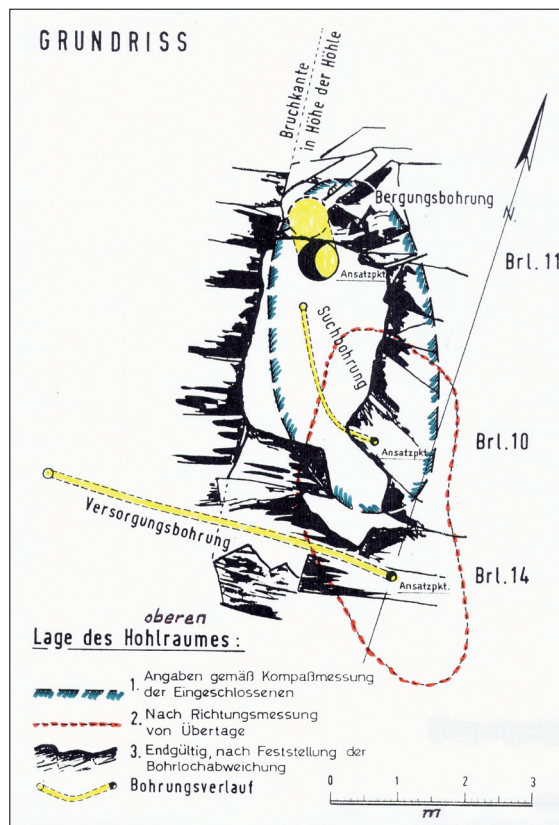


Abb. 7: Grundriss des Bruchhohlraumes und Vorstellung über die Lage in den verschiedenen Phasen der Rettung. IH



Abb. 8: Nach Rettung mit der Dahlbuschbombe werden die 11 Geretteten, hier einer davon, zum Krankenwagen gebracht.



Abb. 9: Bohranlage der Fa. Göttker bei einer Suchbohrung (Brl. 12) am Friedhof Broistedt. Im Hintergrund der Schacht Mathilde.

Bundeskanzler Ludwig Erhard sprach mit den Bergleuten im Hohlraum und machte ihnen Mut. Auch der katholische Bischof Heinrich Maria Janssen und der evangelische Landesbischof Hanns Lilje besuchten die Bohrstelle.

Für die geplante Luftspülung der letzten etwa 15 Meter wurde bei der Rettungsbohrung eine Luftmenge von rund 200 m³/min bei einem Überdruck von etwa 12-15 bar benötigt. Bohrlöcher waren bisher nur bis 350 mm Durchmesser mit Luftspülung niedergebracht worden. Es sollte also eine technische Premiere stattfinden. Nach vielen Telefongesprächen stellte sich heraus, dass zufällig die Gutehoffnungshütte, im Ruhrgebiet, einen Luftverdichter genau passender Größe gebaut hatte, der nach Belgien verkauft werden sollte. Nun wurde er aber schnellstens bereit gemacht und unter Polizeischutz mit großer Mannschaft nach Lengede gebracht und montiert. Die Tiefe der mit Nassspülung durchgeführten Rettungsbohrung betrug 41,5 Meter. Die Verrohrung des Bohrloches, die Einzementierung der Rohre und die Vorbereitung für das Weiterbohren mit Luftspülung dauerte 28 Stunden. Dann begann am Mittwoch, 06.11., um 23.00

wenn die Nordwestecke des Hohlraumes getroffen wird, die zum „festen Stoß“ gehört. Dieser Punkt war wegen der Labilität des Hohlraumes der günstigste Punkt überhaupt. Die weitere Rettungsaktion konnte jetzt zuversichtlicher betrachtet werden. Die Gefahr bestand aber weiterhin, dass der gesamte Hohlraum zusammenbricht und die Bergleute unter sich begräbt. Am Mittwoch, 06.11., war hoher Besuch auf der Einsatzstelle.

Uhr das Bohren erneut, nun mit Druckluftspülung. Die Eingeschlossenen wurden mit geeigneten Schutzmitteln gegen den zu erwartenden Bohrstaub ausgerüstet. Und es wurde eine Dauersprechverbindung hergestellt. Dann – 14 Tage nach dem Unglück – am Donnerstag, 07.11., 06.07. Uhr erfolgte bei 55,9 Meter der Durchschlag. Alles stand sofort still und im Hohlraum zog der Staub schnell ab. Der Hohlraum hatte der Belastung standgehalten und es erfolgte auch kein Steinschlag. Die dramatischen Augenblicke des Durchbruchs konnten später die Rundfunkhörer und Fernsehzuschauer noch einmal nacherleben. Der Bohrer hatte ein sichelförmiges Loch an der erwarteten Stelle im Hohlraum geöffnet. Es war genügend freier Raum für das Einlassen der Rettungsbombe (Dahlbuschbombe) vorhanden. Die weiteren Vorbereitungen für die Ausfahrt der Eingeschlossenen verliefen planmäßig. Um 13.10 Uhr fuhr als erster ein Steiger, der der Grubenwehr angehörte, nach unten. Ihm folgte ein Fahrsteiger nachdem der erste von den elf Männern – Heinz Kull – mit der Dahlbuschbombe nach oben an das Tageslicht gezogen war. Die Steiger sollten einen ruhigen Verlauf der Ausfahrt gewährleisten und beim Einsteigen der Bergleute in die Dahlbuschbombe behilflich sein.

Die Möglichkeit des Zusammenbrechens des Hohlraumes war bis zum letzten Augenblick nicht auszuschließen. Die weitere Ausfahrt erfolgte in der von den Ärzten festgelegten Reihenfolge – Fritz Bär, Rudolf Wiese, Adolf Herbst, Johannes Sitter, Helmut Webranitz, Hermann Lübke, Helmut Kenzia, Dieter Riechey, Siegfried Ebeling, Bernhard Wolter und dann die beiden Steiger – und sie wurde 14.20 Uhr beendet. (Abb. 8) Über Tage war ein sonniger Novembertag, viele hundert Anwesende und die deutschen Fernsehzuschauer verfolgten das Geschehen. Es gab keinen lauten Jubel, keine großen Worte, aber viele Tränen, Tränen der Freude und der Betroffenheit. Die Rettung der elf Männer nach 14 Tagen ist als „Wunder von Lengede“ in die Geschichte eingegangen. Eine Verkettung von glücklichen Umständen führte zum Erfolg.

Weitere Suchbohrungen

Die Rettungsleitung hatte durch das Auffinden der elf Männer neuen Mut geschöpft, weitere Überlebende zu finden und so wurden drei Suchbohrungen in der Nähe des Friedhofes Broistedt durchgeführt. Zwei Suchbohrungen (Brl. 12, Abb. 9, und Brl. 13) zielten auf die beiden Enden einer Luftblase von 1,9 bar Überdruck am Kopf des Bandberges Osten 202 in 79 Meter Tiefe. Sie hatten keinen Erfolg. Die Suchbohrung (Brl. 15) wurde auf Anregung eines Hauers in das Bruchfeld Osten 202 (Alter Mann) gesetzt. Man fand hier ab 60 Meter Tiefe einen normalen, mit Wasser vollgelaufenen Bruch, mit Spalten und Hohlräumen von maximal 40-50 cm. Die Bohrungen wurden daraufhin abgebrochen und die Suche insgesamt eingestellt. Hier hatte man nicht das Glück, genau die richtige Stelle anzubohren, denn wie sich später herausstellte, konnte es noch zu diesem Zeitpunkt Überlebende gegeben haben. Wochen später, im Zuge der Sumpfungsarbeiten (Abpumpen des Wassers und Säuberung der Grube), fand man drei tote Bergleute mit einem Bartwuchs von 5-7 mm. Sie waren rasiert eingefahren. Daraus ist zu schließen, dass die Männer in einer Luftblase noch etwa 10 bis 14 Tage gelebt haben.



Tabelle

Bohrloch (Brl.)	Durchmesser (mm) oben / unten	Tiefe (m)
10	120	56
11	736 / 584	56
12	219 / 152	79
13	219 / 152	79
14	311 / 219 (aufgehört)	62
15	219 / 152	77

Nachbetrachtungen

Lengede und seine Rettungsaktionen sind zu einem Begriff geworden. Technische Präzision und Improvisation wurden in schwierigen Zeiten eingesetzt, um Menschenleben zu retten. In unbürokratischer Zusammenarbeit und selbstverständlicher Einordnung haben viele hundert Menschen ihre letzten Kräfte und viel technisches Gerät eingesetzt. In der Gesamtsumme kamen 58 Firmen, Institute, Verbände und Hilfsorganisationen mit 951 Personen zum Einsatz. Diese Zahl enthält nicht die eigene Belegschaft, die für Rettungsarbeiten eingesetzt war. Die einmalige Solidarität zusammen mit dem besonderen Schicksal der eingeschlossenen Bergleute, hat durch die Massenmedien vermittelt, weit über Lengede hinaus die Herzen bewegt und ein weltweites Echo gefunden. Neben den öffentlich-rechtlichen Rundfunk- und Fernsehsendern Norddeutscher Rundfunk und Zweites Deutsches Fernsehen ließen sich über 400 Journalisten aus aller Welt akkreditieren.

Der unter Verkettung von glücklichen Umständen erzielte Rettungserfolg kann aber nicht die Trauer um die 29 Bergleute überdecken, für die es keine Rettung mehr gab, 11 von ihnen blieben für immer unter Tage. Für die Opfer des Grubenunglücks weihte man ein Jahr nach dem Unglück an dem Ort, wo elf Männer nach 14 Tagen gerettet wurden und zehn Bergleute in 60 Meter Tiefe ihre letzte Ruhestätte fanden, eine Gedenkstätte ein. (Abb. 10)

Eine Sonderkommission zur Ermittlung der Unglücksursache stellte fest, dass es seit der Inbetriebnahme des Klärteiches 12 im Jahre 1962 bis zum Wasserdurchbruch in den Tiefbau am 24.10.1963 besondere Vorkommnisse gab. Es ereigneten sich fünf Tagesbrüche und drei Wassereinbrüche unter Tage. Unter Tagesbrüche sind Einbrüche des Bodens über dem Wasserspiegel zu verstehen, die verfüllt wurden. Bei den Wassereinbrüchen unter Tage handelte es sich um Wasser aus den Bremsbergen Westen 2,3 und 7, die kurzzeitig

Abb. 10: Der Bohrplatz mit Brl. 10 (S = Suchbohrung) und Brl. 11 (R = Rettungsbohrung) als Gedenkstätte für die 29 Opfer des Grubenunglücks, am 50. Jahrestag des Unglücks.

auftreten und der Wasserfluss zum Stillstand kam. Die Bremsberge waren früher Verbindungstollen, die vom Tagebau Mathilde zum Tiefbau führten. Die Stollen und auch der Hang zum Tiefbau wurden abgedichtet und der ehemalige Tagebau als Klärteich 12 genutzt. Die Vorkommnisse wurden aber nicht als Warnung betrachtet, um die Dichtheit des Klärteiches zum Tiefbau hin zu überdenken.

Die juristische Bewertung der Geschehnisse mündete in einer Anklage der Staatsanwaltschaft Hildesheim vor der 2. Strafkammer des Landgerichts Hildesheim. In der Strafsache wurden angeklagt: der zuständige Hüttendirektor der Ilseder Hütte, der Bergwerksdirektor der Ilseder Hütte, der Werksleiter der Grube Lengede-Broistedt, der Betriebsführer über Tage, der Betriebsführer unter Tage und der Oberbergat und Leiter des Bergamtes Hildesheim. Vorgeworfen wurde den Beschuldigten, dass sie bei der Anlage des Klärteiches 12 sowie bei seinem späteren Betrieb nicht die erforderliche Sorgfalt beachtet und dadurch fahrlässig eine Überschwemmung und den Tod von Menschen verursacht haben. In der Begründung des Gerichts wurde die Eröffnung des Hauptverfahrens jedoch am 23. November 1966 abgelehnt, weil ein hinreichender Tatverdacht nicht begründet war und sich die erhobenen Vorwürfe nicht beweisen ließen. Das eingeleitete Ermittlungsverfahren wurde erst im Januar 1968 mit dem rechtskräftigen Urteil des Oberlandesgerichtes Celle eingestellt.

Abbildungsnachweis:

Archiv der Gemeinde Lengede und IH = Ilseder Hütte – Werkszeitschrift, 1964, Nr. 38. Abb. 3 und 10: Werner Clevé.

Literatur:

Bericht der Sonderkommission Lengede über die Ermittlungen aus Anlass des Grubenunglücks auf der Eisenerzgrube Lengede-Broistedt. Montanhistorisches Dokumentationszentrum (montan.dok), Bergbau-Archiv Bochum (BBA) 116/39. / Stein, Rudolf: Unglück und Rettung in Lengede, Werkszeitschrift der Ilseder Hütte Nr. 38, 1964. / Dittrich, Rudolf: Bohrtechnische Rettungsmaßnahmen nach dem Grubenunglück auf der Eisenerzgrube Lengede-Broistedt, Dezemberheft der Erdöl-Zeitschrift, 79, 1963. / Wolter, Bernhard: Du liebtest Leben, 1988. / Lengede an der Fuhse 1151-2001, Kapitel 8.5.4 von Schulze, Olaf / Sumpf, Helmut: Einsatz der Firma Göttker im Katastrophengebiet Lengede-Broistedt. Interner Bericht von 1963. / Winterfeldt, J.: Bericht des Bohrmeisters der Firma Göttker zu dem Auffinden von elf Männern bei der Bohrung 10. Interner Bericht von 1963.

Gespräche mit Zeitzeugen: Paul Brinkhues, Siegfried Ebeling, Adolf Herbst, Helmut Müller, Johannes Sitter, Helmut Webrantz, Bernhard Wolter.

Oberbaurat Richard Katzorke

Text von Falko Rost

Braunschweig, in der Endphase der Braunschweigischen Baudirektion 1919 bis 1933 – kirchliche Bauten vor, Schulplanungen nach dem ersten Weltkrieg

Richard Katzorke war ein zeitweise einflussreicher höherer braunschweigischer Baubeamter. Er gehört zu den heute fast vergessenen Persönlichkeiten der unruhigen Zeitgeschichte zwischen dem Kaiserreich und der NS-Diktatur. In der Tradition der seit 1832 bestehenden Herzoglichen (Hzgl.) Baudirektion verwurzelt, übernahm er als loyaler Staatsbeamter 1919 vom Rat der Volksbeauftragten den Posten des Referatsleiters Hochbau der Braunschweigischen Baudirektion. Mit den „Gleichschaltungsgesetzen“, dem Ende der Selbstständigkeit des Freistaates Braunschweig, lösten die NS-Machthaber 1933 auch die Baudirektion (BD) auf. Oberbaurat (OBR) Katzorke verlor damit seinen Posten. Er wurde von den Machhabern nicht in die Nachfolgeorganisation, die Abteilung Hochbau und Siedlung im Finanzministerium übernommen. Sein Amtsvorgänger, OBR Johannes Pfeifer¹ und der ihm nachfolgende Leiter der Abteilung Hochbau und Siedlung, OBR Emil Herzig² konnten Entwürfe repräsentativer öffentlicher Bauten im Stil ihrer Zeit verwirklichen. Nur wenige derartige Bauten, sowohl mit Merkmalen des traditionellen „Heimatschutzstiles“ als auch des „Neuen Bauens“, waren zwischen 1919 und 1933 entstanden. Bemerkenswert sind einige, im Hochbaureferat der BD unter Katzorkes Oberleitung entwickelte großzügige Schulentwürfe. Bei den realisierten Projekten des Reformrealgymnasiums Bad Harzburg und der Bürgerschule Gandersheim-Wrescherode handelt es sich allerdings um reduzierte, überarbeitete Planungen frei schaffender Architekten. Zwei kirchliche Bauten, die Katzorke während seiner Tätigkeit im technischen Sekretariat Pfeifers vor 1914 selbstständig bearbeitete, sind die Kapelle Hohenassel und das Pfarrhaus Hordorf.

Biografie

Katzorkes Vita lässt sich aus archivalischen Unterlagen³ im Wesentlichen erkennen. Was fehlt, sind Einzelheiten zur Persönlichkeit und sein Porträt. Das kann am zurückgezogenen Privatleben und der verlorenen Hinterlassenschaft des Jungesellen liegen. Immerhin ist das historistische Wohnhaus in Braunschweig, Fasanenstraße 65 erhalten. Hier wohnte er mit seiner ebenfalls unverheirateten Schwester, der Gewerbelehrerin Hedwig Katzorke von 1912 bis zum Tod 1944 zur Miete. (Abb. 1)

Als Sohn des Pianoforte-Fabrikanten Johannes Katzorke wurde Richard Katzorke am 19.8.1875 in Braunschweig geboren. Nach dem Besuch der Mittleren Bürgerschule und dem Hzgl. Realgymnasium mit Abiturabschluss zwischen 1881 und 1894 studierte er 1894 bis 1899 Architektur an der Technischen Universität Carolo Wilhelmina. Katzorke bestand dort die 1. Hauptprüfung. 1900 befand er sich zur praktischen Ausbildung im Staatsbaudienst im Büro des Landbaukreises Wolfenbüttel. Bis 10/1901 leistete der zum Regierungs-Bauführer ernannte das einjährig freiwillige Dienstjahr beim braunschweigischen Infanterieregiment Nr. 92. Beim Königs-Inf.-Rgt. Nr. 145, stationiert in Metz, war er 1910 Reserveleutnant.

Zwischen 1901 und 1910 hielt sich Katzorke zur weiteren Ausbildung bei der Hochbauinspektion Gandersheim auf, hier erreichte er 1905 die Ernennung zum Regierungs-Baumeister und 1907 zum



Abb. 1: Wohnhaus Fasanenstraße 65, Braunschweig, 2012; Foto: Falko Rost.



Abb. 2: Regierungsgebäude Ruhfäutchenplatz 6, Braunschweig, 2012; Foto: Falko Rost.

Hzgl. Regierungs-Baumeister (RGBM). Seine wesentliche berufliche Beeinflussung erfuhr der Baumeister zwischen 1910 und 1914 im technischen Sekretariat des OBR Pfeifer in der Hzgl. Baudirektion, Braunschweig. Seine Anfang 1914 erfolgte Versetzung an die Hochbauinspektion Blankenburg dauerte nur bis zum August d. J. Von da an bis zur Entlassung aus dem Heeresdienst im Dezember 1918 nahm er am ersten Weltkrieg teil. Als Reservehauptmann war Katzorke u. a. 1915 in der Feste Ars a.d. Mosel.

Kurze Zeit wieder in Blankenburg beschäftigt, versetzte man den zum Baurat ernannten Anfang 1919 als Mitarbeiter der BD nach Braunschweig, schon im Februar 1919 als Vorsteher des Hochbauamtes nach Wolfenbüttel. Das Volkskommissariat für Arbeit ernannte Katzorke zum 1.7.1919, nach dem Eintritt Pfeifers in den Ruhestand, zum ordentlichen stimmführenden Mitglied der BD mit der Dienstbezeichnung Regierungs- und Baurat (RBR). Der Referatsleiter Hochbau erhielt bereits am 30.8.1919 die Ernennung zum OBR. Zusammen mit dem Vorstand des Kollegiums der Braunschweigischen Baudirektion, OBR Erwin Nagel, ernannte man Katzorke als dienstlichen Höhepunkt Anfang 1925 zum Technischen Referenten im Staatsministerium. Zu Katzorkes Amt gehörte der Vorsitz im Prüfungsausschuss für den mittleren technischen Staatsdienst im Hochbau- und Maschinenbau. Der Oberbaurat fungierte zwischen 1926 und 1933 als stellvertretender Geschäftsführer der Nibelungen-Wohnbau-GmbH, deren Gesellschafter anfangs zu gleichen Teilen die Stadt Braunschweig und der Freistaat Braunschweig waren. 1929 war Katzorke darüber hinaus Mitglied des Verwaltungsrates der Landesversicherungsanstalt.

Ohne weitere Erklärung verfügte der NS-Finanzminister Alpers zum 1.7.1933 die Versetzung des erst 58-jährigen Oberbaurates in den Ruhestand. Könnte dafür das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7.4.1933 als Begründung gedient haben? Es erlaubte dem Regime, eine Erklärung jedes Beamten über politische Tätigkeit und „arische Abstammung“ einzufordern und nicht genehme Personen zu entfernen⁴. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass Katzorke in irgendeiner Hinsicht politisch tätig, nicht „arischer Abstammung“ oder im Amt unzuverlässig war. Seine Entlassung hatte eher den Grund, dass das Regime für die neue Bauorganisation längst andere Personalpläne hatte.

Eine letzte Eintragung in die Personalakte gab es 10/1939, als sich der Pensionär freiwillig, aber ohne Erfolg für die Kriegszeit zur Wiederverwendung im Hochbaudienst meldete. Richard Katzorke starb am 3.3.1944 in seiner Wohnung in Braunschweig.

Baudirektion, Kammer, Kloster- und Studienfonds

Bei dem braunschweigischen Staatsbaudienst⁵ handelte es sich um ein zweistufiges System. Es bestand zunächst aus der Baudirektion in Braunschweig, im 1913 fertig gestellten Regierungsgebäude, Eingang Ruhfäutchenplatz 6. (Abb. 2) Diese war Zentralbehörde für das gesamte öffentliche Bauwesen des Landes unter dem Staatsministerium, koordiniert mit den Finanzbehörden. Ihr waren Bauämter in den sechs Kreisstädten unterstellt. Beide Amtsbereiche führten Verwaltung, Planung und Bauleitung aus. Die BD geriet 1911 wegen zu hoher Kosten in die Kritik. Bis 1918 blieb diese ohne Wir-

kung, wohl auch, weil der hoch angesehene Vorstand Pfeifer vor seiner Pensionierung keine Änderung für notwendig hielt. Eine Reorganisation des Staatsbaudienstes stand jedoch weiterhin im Raum.

Anfang November 1918 gliederte sich die Kollegialbehörde Hzgl. Baudirektion unter Leitung des Kammerpräsidenten Dr. F. W. R. Zimmermann in drei Referate: Hochbau I unter OBR Pfeifer (Personalwesen, Bauten der Klosterreinertragskasse, Kreisdirektionsetat, fiskalische kirchliche Bauten, Güteretat der Hzgl. Kammer usw.); Hochbau II unter Prof. Carl Mühlenpfordt (Bauten der Klostergüter und Kammerdomänen, Forst- und Justizbauten, Baurecht usw.); Straßen- und Wasserbau unter RBR Erwin Nagel; dazu Reg- und Kammerrat Dr. Degener als juristischer Berater. OBR Pfeifer war im Nebenamt technisches Mitglied des Hzgl. Konsistoriums, erforderlich für die damals nicht von der BD zu trennenden umfangreichen Konsistorialbauten.

Pfeifer befürchtete die Neuordnung der Organisation durch den Arbeiter- und Soldatenrat. Mit der möglichen Aufhebung der Hzgl. Kammer könnte die mit ihr verflochtene BD aufgelöst werden. Ende November 1918 ließ jedoch die Revolutionsregierung die Kammer und damit die Aufgaben des Staatsbaudienstes zunächst fast unverändert. Obwohl der Rat der Volksbeauftragten 1919 die BD auflösen und deren Mitglieder dem Arbeitsministerium unterstellen wollte blieb die BD 9/1919 als Fachbehörde bestehen. Diese, für alle staatlichen Bauten zuständig, bestand aus zunächst drei Referenten, ein vierter war vorgesehen: OBR Erwin Nagel, RBR Wilhelm Fricke (er war 1907-1912 mit der selbstständigen Bauleitung des Regierungsgebäudes beauftragt), OBR Katzorke, dem juristischen Berater und fünf technischen Hilfskräften.

Die Konzentration von Verwaltungsaufgaben bei der BD und Verlagerung von Kompetenzen auf die Bauämter wird damals in die Wege geleitet worden sein. Die damalige Regierung hatte bald die Amtshilfe der Baubehörden, vor allem die des technischen Sekretariats Pfeifers für das Landeskonsistorium unterbunden. Das war eine praktische Voraussetzung zur späteren Zusammenlegung der zwei Hochbaureferate. Die Berufung Katzorkes als sein Nachfolger dürfte auf Pfeifers Empfehlung des „tüchtigen Baubeamten“ erfolgt sein.

Die Kammer⁶ verwaltete den staatlichen Besitz unter Leitung des Staatsministeriums. Ihre Direktion der Domänen war für den wichtigsten Teil zuständig, die 1919 zusammen und 1922 wieder getrennt verwalteten Kammer- und Klostergüter. 1922 konnte auch das Vermögen der letzteren, zusammengefasst im Kloster- und Studienfonds, getrennt vom Landesvermögen unter dem Staatsministerium verwaltet werden. Der Reinertrag diente bestimmten kulturellen Zwecken. Aus den Erträgen der 67 Kammer- und Klostergüter (Stand 1921: 14 Klostergüter) mussten zunächst die auf diesen ruhenden Unterhaltungskosten für Bauten getragen werden. Darunter waren z.B. alle Kloster- und Stiftskirchen. Die BD und die örtlichen Bauämter bearbeiteten sowohl Kostenermittlung als auch Bauleitung dieser in den „Güteretats“ ermittelten Baulichkeiten. Darüber hinaus auch bis 1918 für das Konsistorium die kirchlichen Bauten der Gemeinden. Bis dahin konnten deren Kirchen, Schulen und Pfarrhäuser aus einem Fonds des Staatsministeriums, vermutlich aus dem Klosterreinertrag, bezuschusst



werden. Die Kammer war somit einer der größten Auftraggeber der BD. Die Bearbeitung der Bauten der „Güteretats“ setzte sich unter Leitung von OBR Katzorke, später unter RBR Schadt bis 1933 fort. Durch Gesetz vom 11.5.1922 hob man die Kammer auf, ihre Direktion der Domänen ersetzte man durch das Landesdomänenamt.

Mit dem Gesetz vom 13.11.1924 erhielt die BD, jetzt unter dem Finanzministerium und dem von diesem ernannten Vorstand des OBR Nagel sogar einen erweiterten Geschäftskreis. Außer dem juristischen Berater Oberregierungsrat Kiehne gab es die vier Kollegiumsmitglieder der Abteilungen: I (Tiefbau und Dienstaufsicht) OBR Nagel, II (Hochbau) OBR Katzorke, III (Licht-Heiz-Kraftanlagen) RBR Dr. Ing. Lindemann und IV (Eisenbahnwesen, Verkehr) RBR Hesse mit technischen Sekretariaten. Nachdem es seit 12/1925 mit RBR Rudolf Schadt (Siedlungs- und Domänenbauten) sogar fünf technische Mitglieder waren, verfügte der Finanzminister 6/1929 eine Nachprüfung der Bauverwaltung. Im Dezember 1929 war der Ministerpräsident und Finanzminister Dr. Heinrich Jasper der Ansicht, dass es für die abnehmenden Staatsbauten zu viel Oberbeamte gab.

1932, die NSDAP war seit 1930 an der Koalitionsregierung beteiligt, befand sich unter den technischen Hilfskräften der BD der außerplanmäßige RGBM, das NSDAP-Mitglied Emil Herzig. Wie erwähnt hatte man zum 1.7.1933 OBR Katzorke frühzeitig pensioniert. 8/1933 war Herzig Baurat in der noch bestehenden BD, 10/1933 zeichnete er als deren Verantwortlicher.

Mit dem Gesetz vom 27.10.1933 wurde die BD aufgelöst⁷. Ihre Geschäftsbereiche gingen auf die Hochbau- und Siedlungsabteilung und die Tiefbauabteilung im Finanzministerium über. Referent der ersteren war OBR Herzig. Gleichzeitig erfolgte die Auflösung des Landesdomänenamtes. Es war, allerdings unter gänzlich anderen Verhältnissen das eingetreten, was seit 1911 diskutiert und OBR Pfeifer 1918 befürchtet hatte.

Kirchliche Gebäude

Im technischen Sekretariat der BD von OBR Pfeifer entstanden vor 1918 Planungen kirchlicher Gebäude in gewisser Typisierung und einheitlicher, qualitätvoller Gestaltung bis hin zur Bauleitung. Pfeifer hatte genaue Vorstellungen über Stil und Bauform. Viele seiner Entwürfe bearbeitete er entweder selbst oder er gab seinen Bauleitern

Abb. 3, links oben: Kapelle Hohenassel, Ansicht Nord: Landeskirchenamt Wolfenbüttel, Ref. 41.

Abb. 3a, links: Kapelle Hohenassel, Innenansicht Ost: Landeskirchenamt Wolfenbüttel, Ref. 41.

„Direktivskizzen“ zur weiteren Planung vor⁸.

Die mittelalterliche Kapelle Hohenassel war 1910 baufällig und zu klein. Es handelte sich um ein massives Rechteckgebäude mit eingezogenem Choranbau und Dachreiter. OBR Pfeifer hatte Pläne über den Neubau von ca. 120 Plätzen vorgelegt, diese waren genehmigt worden⁹. Der Neubau war dem Vorgängerbau insofern ähnlich, als er in neuromanischem Stil, rechteckig, mit Apsisanbau und Dachreiter angelegt war. Eine Besonderheit war der Emporeneingang Nord über die Außentreppe. Der Steinaltar in der Apsis und hoch liegende Rundbogenfenster betonten die mittelalterliche Wirkung des Innenraumes. (Abb. 3 und 3a) Derartige mittelgroße, neuromanische Kirchen hatte Pfeifer in ähnlicher Form mehrfach verwendet, zum Beispiel 1898 in Boimstorf. Bei der Untersuchung des Altbaues auf zu verwendende Bauteile 2/1912 entschied der Bauleiter, Hzgl. RGBM Katzorke, dass das gekahlte Hauptgesims verwendet werden konnte. Ab 8/1912 errichtete die bekannte Braunschweiger Firma Fröhlich und Baumkauff die Rohbauarbeiten, zur Einweihung 9/1913 überreichte Katzorke den Schlüssel an den Kapellenvorstand.

Nachdem Pfeifer 7/1912 im alten Pfarrhaus Hordorf Hausschwamm festgestellt hatte, beschloss der Kirchenvorstand einen Neubau. Als bald erstellte Pfeifer eine „Direktivskizze“ und veranlasste eine Projektskizze, die auch genehmigt wurde. Für die Bauleitung wünschte der Kirchenvorstand 2/1913 den Hzgl. RGBM Katzorke. Dieser erstellte den zur Baugenehmigung erforderlichen Plan von 3/1913. Mit dem Bau wurde umgehend begonnen, im Dezember 1914 war das Pfarrhaus bezugsfertig¹⁰. Der stark gegliederte Grundriss und das 1½ geschossige Erscheinungsbild mit risalitartigem Erker und Krüppelwalmdach folgte dem „Heimatschutzstil“. (Abb. 4) Ein ähnliches Pfarrhaus aus Pfeifers technischem Sekretariat entstand 1907 in Offleben.

Schulplanungen

Der Freistaat Braunschweig übernahm 4/1924 das städtische Reformrealgymnasium Bad Harzburg, Herzog-Wilhelm-Straße 25. Den notwendigen Neubau für 300 Schüler und 12 Klassen sollte die Stadt, den Bauplatz und die Planung der Staat zur Verfügung stellen. Zwecks Entwurfes des Neubauplans besichtigten 12/1924 OBR Katzorke und RGBM Huisken vom Hochbauamt Wolfenbüttel das Grundstück und die Altgebäude. Katzorkes Hochbaureferat der BD sandte 2/1925 den vom Hochbauamt Wolfenbüttel ausgearbeiteten Vorentwurf und Anschlag an das Landeschulamt. Es handelte sich um eine großzügige Anlage mit repräsentativem, achsial symmetrischen Mittelbau und zwei niedrigeren, den Hof umfassenden Flügeln. Das Konzept war einer barocken Schlossanlage entfernt ähnlich¹¹. Hauptsächlich wegen zu hoher Kosten lehnten die Stadtverordneten 9/1926 den Plan ab, beauftragten vielmehr den örtlichen Architekten Klinker mit der Bearbeitung eines reduzierten Planes.



Abb. 4: Pfarrhaus Hordorf, Ausschnitt Schaubild 1912: Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, BPLS 826.

Klinkes Plan umfasste den, von der Planung 1925 abgeleiteten, neoklassizistisch anmutenden Hauptbau mit Mittelrisalit nebst rückwärtigem niedrigeren Anbau. (Abb. 5) Der Bau entstand zwischen 1926 und 1928 unter Klinkes Bauleitung.

Die Stadt Gandersheim und die Landgemeinde Wrescherode hatten 4/1927 einen Schulzweckverband gegründet. Umgehend war der Neubau der Bürgerschule Gandersheim-Wrescherode, Gandersheim, Roswithastrasse 6, zu 12 Klassenräumen beschlossen worden. Den Auftrag erteilte der Zweckverband an Carl Mühlenpfordt, Professor für Entwurfslehre und Gebäudekunde und Rektor der TH Braunschweig. In dessen Architekturbüro lag bereits ein Entwurf vor. Der Bau konnte 10/1927 begonnen und 4/1929 eingeweiht werden. Schon 10/1924 hatte OBR Katzorke an einem Lokaltermin wegen des Bauplatzes teilgenommen. 1925 hatte das Referat Hochbau der BD, genannt war RGBM Siedentopp, den Plan zu 16 Klassenräumen vorgelegt, später RGBM Müller eine Überarbeitung. Beide nicht mehr vorhandenen Pläne waren, nur der erste wegen zu hoher Kosten, abgelehnt worden¹². Es gibt Hinweise, weshalb Planung und Bauleitung, wegen des hohen Staatszuschusses



Abb. 5: Werner-von Siemens-Gymnasium, Herzog-Wilhelm Str. 25, Bad Harzburg, (früher Reformrealgymnasium) Fassade Hauptgebäude, 2013; Foto: Dr. Helga Mieke.



Abb. 6: Volksschule Bad Gandersheim Roswithastr. 6 (früher Bürgerschule Gandersheim-Wrescherode), Ansicht Hofseite mit Treppenhausturm, 2013; Foto: Dr. Helga Miehe.



Abb. 7: Ehemalige Schule Hoitlingen, Straßenansicht 1999; Foto: Siegfried Putscher.

eigentlich Sache der BD, an Mühlenpfordt, dem kompetenten Vertreter des baulichen Expressionismus übergeben wurden. RGBM Reinhold Müller, der 1919 bis 1922 an der TH Braunschweig studiert hatte und seit 1926 Katzorkes technischer Hilfsarbeiter war, hatte seinen Entwurf wahrscheinlich im Sinne Mühlenpfordts erarbeitet. Danach, weil Personal der BD zur umfangreichen Bauleitung nicht abkömmlich war, könnte es zur Kooperation und Auftragsübernahme durch Mühlenpfordt, selbst BD-Mitglied 1918, gekommen sein. Auf eine Zusammenarbeit deutet auch die, der Bürgerschule sehr ähnliche, nicht realisierte Planung 1928 für die Schule Delligsen des Hochbauamtes Gandersheim.

Das Konzept der Bürgerschule von 1927 (Abb. 6) hat auffallende Ähnlichkeit mit dem, von Mühlenpfordt ab 1929 errichteten AOK-Verwaltungsgebäude in Braunschweig, Am Fallersleber Tore 3-4¹³. Auch hier findet man den, einem lang gezogenen H ähnlichen Grundriss, kubische verschieden hohe Baukörper aus roten Schmelzeisenklinkern mit wenig Bauschmuck und besondere Bauglieder der Treppenhaustürme. Expressionistische Details an der Bürgerschule, in den letzten Jahren baulich verändert, wies nur der hofseitige Treppenhausturm auf.

An ländlichen Schulen kam es in Katzorkes Zeit hauptsächlich zu Anbauten von Klassentrakten an vorhandene Gebäude. Der Neubau der Schule Hoitlingen, damals

im Landkreis Helmstedt, war eine Ausnahme¹⁴. Die Schule von 1853 entsprach nicht mehr den Erfordernissen. Der Gemeinderat beschloss 1926, den Neubau nach dem vom Hochbauamt Helmstedt vorgelegten Plan auszuführen. Dazu gab es Zuschüsse vom Staat und vom Landkreis. Der Neubau entstand unter Leitung des Hochbauamtes 1927/1928. (Abb. 7) Es handelte sich um einen seit 1876 in der BD entwickelten Rahmenentwurf, der im „Vorsfelder Werder“ mit seinen eingepfarrten kleinen Dörfern mehrfach angewendet wurde. Diese verfügten nur über die Schule als kirchliches Gebäude, in ihnen wurden durch den Lehrer Lesegottesdienste abgehalten. Der Rahmenentwurf beinhaltete im Winkel zwischen Wohn- und Klassentrakt den Turm mit Uhr und Glocke, um kirchenähnlich zu erscheinen. Seit 1918 gab es zwar keinerlei Verfügung der Kirche über die Schule mehr, die Gemeinde hielt sich jedoch an die Tradition. Bis 1977 konnte der Klassenraum für Lesegottesdienste genutzt werden. Im Gegensatz etwa zur Schule Danndorf von 1887 erhielt Hoitlingen im „Heimatschutzstil“ einen 1½ geschossigen Wohntrakt mit Krüppelwalm und einen Turm mit barocker Haube.

Anmerkungen

Die Abb. 3, 3a und 4 wurden unter Genehmigung der Wiedergabe zur Verfügung gestellt vom Ref. 41 des Landeskirchenamtes Wolfenbüttel (LKA), die Abb. 5 und 6 von Dr. Helga Miehe, Braunschweig, die Abb. 7 von Herrn Siegfried Putscher, Jembke. Unterlagen stellten zur Verfügung die Herren Manfred Gruner, Bad Harzburg und Wolfgang Ernst, Bad Gandersheim. Für die Korrekturlesung Dank an Hans-Jürgen Engelking, für die Digitalisierung der Abbildungen an Mario Becker.

¹ Pingel, Norman-Mathias: Pfeifer, Hans in: Braunschweiger Stadtlexikon, Braunschweig 1992. Böttcher, Roland; Hartmann, Christina; Lemke-Kokkelink, Monika; Herzig, Emil, in: Die Architekturlehrer der TU Braunschweig 1814-1995. - Braunschweig, 1995. (Architekturlehrer)

² Niedersächsisches Landesarchiv, Staatsarchiv Wolfenbüttel (NStAW): 76 Neu,

Fb2 Nr. 280; Bestand 3Z; 12 Neu 14, Nr. 212; 12 Neu 14, Nr. 114. Gröchtemeier, Markus: 1926-2001 – Eine Chronik zum 75-jähr. Bestehen der Nibelungen-Wohnbau-GmbH, Braunschweig. - Braunschweig, 2001. Frdl. Mitteilungen von Frau Katja Matussek, Stadtarchiv Braunschweig, 8/2012.

³ NStW: 12 Neu 14, Nr. 247; 12 Neu 14, Nr. 164. „Die Gleichschaltung“: in Spiegel Geschichte 1/2008, www.spiegel.de.

⁴ Lösche, Dietrich: Staatliche Bauverwaltung in Niedersachsen. - Bielefeld 2004, S. 288 ff. (Lösche). Staatshandbuch für den Freistaat Braunschweig 1929. NStW: Internes Findbuch 76 Neu, Vorwort Behörden-geschichte, 10/2007; 76 Neu, Fb 2, Nr. 32; 76 Neu, Fb 2, Bd. 30 u. 31.

⁵ NStW: 12 Neu 14, Nr. 212 u. 247; 76 Neu Fb2, Nr. 30 u. 32. Staatshandbuch Freistaat Braunschweig 1929. Rost, Falko: Bauen in der ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig seit der Reformation, Teil I, Landeskirchenamt Wolfenbüttel, September 2004, S. 13 ff.

⁶ NStW: 50 Neu Kammer, Vorwort; 50 Neu 1, Nr. 12867 u. 12907; Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel (LAW): OA Gandersheim 59. Lösche, wie 4, S. 289 u. 294. Zimmermann, Paul: Der Braunschweigische Kloster- u. Studienfonds, in: Brschw. Heimat 12. Jg. 1921, Nr. 1/2, S. 2ff.

⁷ Braunschweigische Gesetz- u. Verordnungssammlung 120. Jg. 1933, Nr. 128. Braunschweiger Adressbuch 1933 u. 1935.

⁸ Rost, Falko: wie 5, Teil I, S. 22-24.

⁹ LAW: OA Hohenassel 4. Landeskirchenamt Wolfenbüttel, Ref. 41. (LKA): Fotos Altbau 1912, Grundriss Neubau, Fotos Neubau Stand 2011.

¹⁰ LAW: OA Hordorf 24, darin 2 Blatt Baupläne M. 1:100, Plansammlung: Schaubild.

¹¹ NStW: 12 Neu 13, Nr. 20778, darin Planung 1925. Stoffregen, Albert: Festschrift 1969: 1869-1969 – Von der Privatschule zum Werner-von-Siemens-Gymnasium, Bad Harzburg.

¹² Race, Anne-Katrin: Gandersheim und seine Schulen, zusammen-gestellt von der Geschichtswerkstatt Bad Gandersheim, Förderkreis der Grundschule e.V. - Bad Gandersheim, 1999, S. 83 ff., mit Abb. S. 179. Architekturlehrer, wie 1: Mühlenpfordt, Carl, S. 123. NStW: 77 Neu 3, Nr. 27, Schule Delligsen mit Plan. 76 Neu Fb. 2, Nr. 366 und 367, Baurat Reinhold Müller.

¹³ Kimpflicher, Wolfgang: Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland, Stadt Braunschweig Teil I, Landesverwaltungsamt Hannover 1993, S. 206/207, mit Abb., desgl. Bd. II, Hochspannungsinstitut Pockelsstr. 4 von 1927/1928, S. 175 mit Abb.

¹⁴ NStW: 128 Neu Nr. 50, Schulhaus Höttingen mit Plan 1926. Putscher, Siegfried: Schulgeschichte der Dörfer des Kirchspiels Jembke 1661-1998. - Jembke 1999. Rost, Falko: II. Die Elementarschulen der Landgemeinden, Flecken und Städte im Landkreis Helmstedt, Kreisbuch 2004 Landkreis Helmstedt, S. 41ff.



Das Naturschutzgebiet Riddagshausen

herausgegeben vom
Förderverein Naturschutzgebiet Riddagshausen e.V.

Das Naturschutzgebiet Riddagshausen ist wohl das beliebteste Naherholungsgebiet Braunschweigs. Die vor rund 850 Jahren von Zisterziensern angelegte Teichlandschaft erlebte eine wechselvolle Geschichte und ist heute mit ihren Wiesen-, Acker und Waldflächen eine der artenreichsten Kulturlandschaften der Region. Der Förderverein Naturschutzgebiet Riddagshausen als Herausgeber hat mit seinem überaus attraktiven, durchgängig farbig bebilderten Buch eine Lücke geschlossen, die sicherlich von vielen schon bemerkt worden war. Wollte man sich über das Gebiet informieren, lagen bisher nur Veröffentlichungen vor, die meist nur ein Thema beleuchteten und oft auch schon weit zurück lagen. Nun liegt mit dem von 15 Autoren geschriebenen Werk eine aktuelle Zusammenfassung über alle Facetten dieses vielfältigen Schutz- und Erholungsgebietes vor. Knapp vierzig Artikel geben Auskunft über Geschichte, Flora, Fauna, Jagd, Fischerei und die Sehenswürdigkeiten der historischen Kulturlandschaft. Und auch der praktische Teil kommt nicht zu kurz. Wer sich das Gebiet erschließen möchte, findet auf der letzten Umschlagseite eine detaillierte Karte. Wer noch tiefer in das Gebiet eintauchen will, findet im umfangreichen Literaturverzeichnis viele Anregungen.

Selbstverlag, 192 Seiten, Braunschweig 2013,
ISBN 978-3-00-043223-1, 14,90 €.

Blau-Gelb aus Überzeugung

Text von David Mache



Im westlichsten Zipfel des alten Braunschweiger Landes, direkt an der Weser, liegt Rühle. Die „Braunschweiger Vereinigung Rühle e.V.“ pflegt dort welfische Tradition. (Abb. 1)

Dieter Schünemann (62) schnauft. „Mehr nach rechts! Mensch!! NACH RECHTS!!!“ Haarscharf schrammt der Fahnenmast an den roten Sandsteinen des Herzog-Wilhelm-Denkmal vorbei. Sieben Mann stützen die Aluminiumstange. (Abb. 3) Der Längste in der Reihe ist Wolfgang Lages (71). Seine Familie stammt aus Rühle, doch er wuchs in Braunschweig auf: Sein Vater war Bediensteter der Staatsbank. Später ging er zurück in das 700-Seelen-Dorf an der Weser. „Wegen der schönen Natur. Und der Ruhe.“ In der Tat – der Rühler Weserbogen ist ein Idyll. Vom Herzog-Wilhelm-Denkmal schweift der Blick zuerst über das frische Grün der alten Linden auf die Häuser im Tal. Rühle schmiegt sich an die Hänge des Vogler. Im Südwesten runden sich die lieblicheren Hügel der Rühler Schweiz mit den Streuobst-Wiesen und Kirschbaum-Plantagen. (Abb. 2)

Auf der Weser schippert ein Ausflugsdampfer flussaufwärts Richtung Holzminden. Am anderen Ufer liegt Pegestorf, mit dem die Rühler eine herzliche Abneigung verbindet. Sie witzeln gerne über ihre Nachbarn, etwa so: Warum haben die Pegestorfer lange Ohren? Weil die Eltern schon die Kinder hochhalten und sagen: „Guckt mal, da drüben ist Rühle.“ Hinter Pegestorf leuchten blühende Rapsfelder, über den Hängen sind der Kirchturm und die

Abb. 1: Die Mitglieder der Braunschweiger Vereinigung Rühle um ihren Vorsitzenden Dieter Schünemann (hinten, zweiter von rechts) sind stolz auf ihre Heimat. Sie erhalten das Herzog-Wilhelm-Denkmal aus rotem Solling-Sandstein.

Abb. 2: Rühler Schweiz mit Weser und Vogler (Luftbild).



Dächer von Ottenstein zu erkennen. „Das war auch braunschweigisch. Aber Bodenwerder gehörte zu Hannover. Pegestorf übrigens auch“, erklärt Dieter Schünemann.

Der Fahnenmast liegt inzwischen im Gras, die Fahne entpuppt sich als zerzauster blau-gelber Fetzen. Deshalb hisst die „Braunschweiger Vereinigung“ seit Generationen in jedem Mai eine neue Flagge. „Die stiftet uns eine Braunschweiger Versicherung“, sagt der Vereinsvorsitzende Schünemann. (Abb. 4)

Braunschweig galt als Musterlände

Das Welfen-Banner erinnert an Zeiten, als Deutschland ein Flickenteppich war und Braunschweig als Musterlände galt. Der Historiker Heinrich von Treitschke schrieb: „Unter Herzog Wilhelm ist das Land Braunschweig das bestverwaltete und regierte in Deutschland.“ Dieser Wilhelm August Ludwig Maximilian Friedrich, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, folgte nach der Revolution von 1830 seinem unbeliebten Bruder Karl auf dem Thron. Er befreite die Bauern von Hand- und Spanndiensten, ordnete die Finanzen und erließ eine recht liberale Verfassung. In Rühle, nur einen Steinwurf vom Königreich Hannover entfernt, spürten die Landeskinder schnell, was sie an ihrem Landesherrn hatten. Nach dessen Tod gründeten 88 Rühler die „Alt-Braunschweigische Vereinigung“. Sie wollten ein Denkmal zu Ehren des Herzogs errichten und sammelten Spenden – eine mühselige Angelegenheit. 1906 begannen endlich die Bauarbeiten auf dem Weinberg. Der Graf von der Schulenburg stiftete Geld für eine Löwenkulptur. Doch dann ärgerte er sich so sehr über die – angeblich Preußenhörige – Regierung in Braunschweig, dass er die Skulptur an seinem Gutshof anbrachte. Der Löwe wachte nicht über die Weser, sondern über einen Schweinestall. Dennoch – im Juni 1909 weihten die Rühler ihr Denkmal ein. Überliefert ist die vor Pathos tiefende Ansprache des Pastors Körner: „Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Seinem Andenken in treuer Dankbarkeit gewidmet!“, so steht es mit goldener Schrift eingegraben in dieses Denkmals steinerner Tafel, so steht es aber mit noch unauslöschlicher Schrift eingegraben in der Weserleute Herz.“

Viele „Weserleute“ blieben auch nach dem Ende der Monarchie, ja selbst nach der Gründung des Landes Niedersachsen im Geiste Braunschweiger. Dieter Schünemann erlebte als kleiner Knirps den letzten umjubelten Besuch des abgedankten Herzogs Ernst-August und seiner Gattin Viktoria Luise. „Da hat der Regent gestanden und gesprochen. Das weiß ich noch ganz genau“, erzählt der 62-Jährige und deutet auf die Stufen am Denkmal. Diese Eindrücke müssen ihn so geprägt haben, dass er mit Freunden die brachliegende Alt-Braunschweigische Vereinigung unter geändertem Namen wiederbelebte. Und: Der Löwe sollte endlich her! Sie sammelten Spenden, beantragten Zuschüsse, beauftragten Bildhauer. Schließlich vollendeten sie im September 1988, was ihren Großvätern nicht vergönnt gewesen war. Heute hat die Braunschweiger Vereinigung mehr als 170 Mitglieder, die Schutzhütten bauen und die Flora am Weinberg pflegen. „Gerade die Jungen mischen mit. Zum Glück“, sagt Dieter Schünemann. Denn auch Rühle ist keine Insel der Seligen. Die Gespräche unter der frisch gehissten Fahne kreisen um Arbeitslosigkeit, um das viel zu nahe Atomkraftwerk in Grohnde oder junge Leute, die weggezogen sind. Die letzte Kneipe hat kürzlich geschlossen, Bäcker und Metzger gibt es längst nicht mehr. Radler vom Weser-Radweg können nur im Café am Bootsanleger einkehren. Der Heimat- und Verkehrs-



Abb. 3: Und hoch damit: Mit sieben Mann stellen die „Braunschweiger“ ihren Fahnenmast wieder auf.

verein stemmt sich gegen den Trend. Immerhin – neue blau-gelbe Schilder weisen Wanderern den Weg. (Abb. 5) Der Campingplatz ist beliebt, Motorradfahrer schätzen die Haarnadel-Kurven der Rühler Schweiz. Mit den Nachbardörfern Golmbach und Reileifzen richtet der Verein das Kirschblütenfest aus. Das Feiern lassen sich die Rühler sowieso nicht vermiesen. 2009 begingen sie den 100. Geburtstag ihres Denkmals mit einem Festakt. Der Historiker Gerd Biegel sagte damals: „Fahne und Denkmal sind kein Symbol für die provinzielle Engstirnigkeit der ewig Gestrigen, sondern das Bekenntnis, Teil des modernen Niedersachsens zu sein, ohne die eigenen Wurzeln zu verleugnen.“

Abbildungsnachweis: Fotos von Dieter Heitefuß.



Abb. 4: An der Fassade eines Bauernhauses hängt dieses alte Werbeschild.



Abb. 5: Selbst die Wegweiser in Rühle sind blau-gelb. Die braunschweigischen Landesfarben gehören um Ortsbild.

Hochwasser in Braunschweig

Text von Dipl.-Ing. Claus Wilske, Stadtentwässerung Braunschweig GmbH (SE|BS)

Es war am Vorabend des 8. Februar 1946, als Oberbaurat August Lillig, Leiter des städtischen Tiefbauamtes, dem Oberbürgermeister von Braunschweig, Ernst Böhme, die Nachricht überbrachte, dass damit zu rechnen sei, dass in den nächsten Tagen Teile der Innenstadt vom Hochwasser der Oker überflutet würden. Ende Januar waren die Temperaturen stark angestiegen und es hatte angefangen zu regnen. Außerordentlich große Niederschlagsmengen in der Zeit vom 4.-9. Februar, im Binnenland fielen in 7 Tagen die zwei- bis dreifache Monatsmenge des Februars, im Gebirge wurde in derselben Zeit stellenweise 1/4 der Jahresmenge gemessen, führten zu einem katastrophalen Regenhochwasser. Die Niederschläge waren auf den gefrorenen Boden gefallen und konnten nicht versickern. Das Wasser wurde direkt in die Vorfluter geleitet und sorgte schon in den Entstehungsflächen für Überschwemmungen. Dazu kam die Schneeschmelze im Harz, die die Pegel zusätzlich ansteigen ließ. Am Oker-Pegel in Ohrum wurde am 9. Februar ein Wasserstand¹ von 4,32 m mit einer Abflussmenge von 146 m³/s gemessen. Die Mitarbeiter des städtischen Tiefbauamtes waren schon seit Tagen unterwegs und reinigten Durchlässe an Straßen und Brücken von Treibgut. Mit steigenden Wasserständen kamen immer mehr und vor allem immer größere Treibgutteile wie Bäume und Äste an den Wehren an. Sollte sich ein Baum quer vor ein Wehr oder eine Brücke legen, könnte sich schnell eine Barriere aufbauen und das Wasser aufstauen. Überschwemmungen wären die Folge. Der Stadtbauinspektor Sell, im städtischen Tiefbauamt zuständig für die Regelung und Instandhaltung der Braunschweiger Wehre, hatte es kommen sehen: Regen auf gefrorenem Boden, das bedeutet Überschwemmungen. Deshalb hatte er schon rechtzeitig die Schleusenwärter angewiesen, die Braunschweiger Wehre zu öffnen. Sell ahnte es, dieses Hochwasser würde anders. Es würde



Abb. 2: Hochwasser auf dem Bruchtorwall, Februar 1946.



Abb. 3: Hochwasser auf dem Hagenmarkt, Februar 1946.

Überschwemmungen geben, die Braunschweig aus den Jahren 1918, 1926 und 1932 kannte. Schutt aus den Kriegsjahren befand sich noch immer in den Umflutgräben der Oker, die das Wasser aufstauen würden. Und dann waren da noch die 1944 beschädigten Innenstadtwehre, noch im gleichen Jahr hatte man Behelfswehre erbaut, um den Wasserstand der Innenstadt zu halten. Nun würde sich zeigen, ob sie den Wassermassen standhalten würden. Und er sollte Recht behalten. Dieses Februarhochwasser überflutete große Teile der Innenstadt. Die Orte Rüningen, Stöckheim, Leiferde und Melverode wurden schon mit der ersten Hochwasserwelle am 7. Februar überflutet, am 8. Februar lief das Wasser über den Kalenwall in die Innenstadt. Das gesamte Bahnhofsgelände, einschließlich seiner Gleise glich einem riesigen See. (Abb. 1-3) Auf dem Hagenmarkt hatte das Wasser eine Höhe von 40 cm erreicht, dort konnte man sogar mit dem Kahn durch die Straßen fahren. Am 9. und 10. Februar wurden die höchsten Wasserstände gemessen. Aber schon einen Tag später fielen die Pegelstände, zurück blie-



Abb. 1: Hochwasser auf den Gleisanlagen des (Alten) Hauptbahnhofs, Februar 1946.

ben Schlamm, Müll und Treibgut. Die Feuerwehr pumpte vollgelaufene Keller aus und räumte zusammen mit dem städtischen Tiefbauamt umgefallene Bäume und Treibgut von den Straßen und aus dem Gewässerlauf. Die Behelfswehre vor dem Petriwehr (Abb. 4) und vor der Technischen Hochschule (Abb. 5) am Wendentorwall (Abb. 6) waren teilweise zerstört, Treibgut hatte sich in ihnen verfangen, sie hatten dem Wasserdruck nicht standgehalten. Vor dem Behelfswehr am Petriwehr hatte die starke Strömung die Böschung samt Bäumen in die Oker gerissen.

Hochwasserhistorie

Hochwasser ist schon seit Jahrhunderten ein Thema in Braunschweig. Nicht nur Oker, Schunter, Wabe und Mittelriede, sondern auch lokale kleine Gewässer wie Schölke und Neuer Graben sowie die Niederschläge auf befestigten Flächen innerhalb der Stadt können bei starken Regenereignissen zu Überschwemmungen führen. Immer wieder mussten sich die Bürger von Braunschweig vor Hochwasser schützen oder Hochwasserschäden beseitigen. An der Katharinenkirche ist der Wasserstand vom 8. April 1808 markiert, etwa 80 cm hoch war der Hagenmarkt überflutet. (Abb. 7) Das Dezemberhochwasser 1854² war das erste Hochwasser mit einer Durchflussmengen-Berechnung in Braunschweig. In Folge wurden Hochwässer immer mit einer Mengenangabe von $HQ = m^3/s$ (HQ =höchste Abflussmenge innerhalb eines Beobachtungszeitraums) angegeben. (Abb. 8) Die wichtigsten Hochwässer seit 1854³ bis zum Bau und Fertigstellung der Okertalsperre 1956 siehe Tabelle. Extreme Hochwässer mit Abflüssen über $100 m^3/s$ gab es seitdem nur noch in den Jahren 1957, 1961, 1981 und 1994, die im Wesentlichen auf große Niederschlagsmengen im Harzvorland zurückzuführen waren. Die durchschnittliche Abflussmenge der Oker beträgt $6m^3/s$ im Sommer, bei extremer Trockenheit sind schon Abflüsse von weniger als $1m^3/s$ gemessen worden. (Abb. 9)

Einzugsgebiete und Niederschläge

Die Oker ist mit 105 km Länge und einem Einzugsgebiet von $1.835 km^2$ der größte Fluss, der durch Braunschweig fließt. Sein Einzugsgebiet erstreckt sich von den Quellen am Bruchberg im Harz bis zur Mündung in die Aller. Auch Schunter und Wabe, die beide östlich von Braunschweig im Elm entspringen, fließen durch den östlichen Teil Braunschweigs. Wabe und Mittelriede münden zwischen Querum und Schuntersiedlung in die Schunter, die dann bei Walle in die Oker fließt. Sie haben ein Einzugsgebiet von etwa $600 km^2$. Das Stadtgebiet von Braunschweig

Datum	Wasserabfluss m^3/s	gemessen am Pegel
1854	212	Eisenbüttel
1881	260	Eisenbüttel
1898	265	Eisenbüttel
1918	175	Groß Schwülper
1926	175	Groß Schwülper
1932	109	Ohrum
1946	170 - 180	Eisenbüttel
1947	80 - 90	Eisenbüttel
1955	110	Eisenbüttel
1956	130	Eisenbüttel

mit etwa $192 km^2$ Fläche und etwa $40 km^2$ befestigter Fläche ist ebenfalls Teil dieses Einzugsgebietes der Oker. Niederschläge aus dem nordöstlichen Teil der Stadt münden in Wabe und Schunter, Niederschläge aus dem



Abb. 4: Behelfswehr vor dem Petriwehr, 15.02.1946.



Abb. 5: Das gebrochene Stück des Behelfswehres an der Technischen Hochschule, 15.02.1946.



Abb. 6: Uferabbruch vor den Grundstücken Wendentorwall 7 und 8, 15.02.1946.

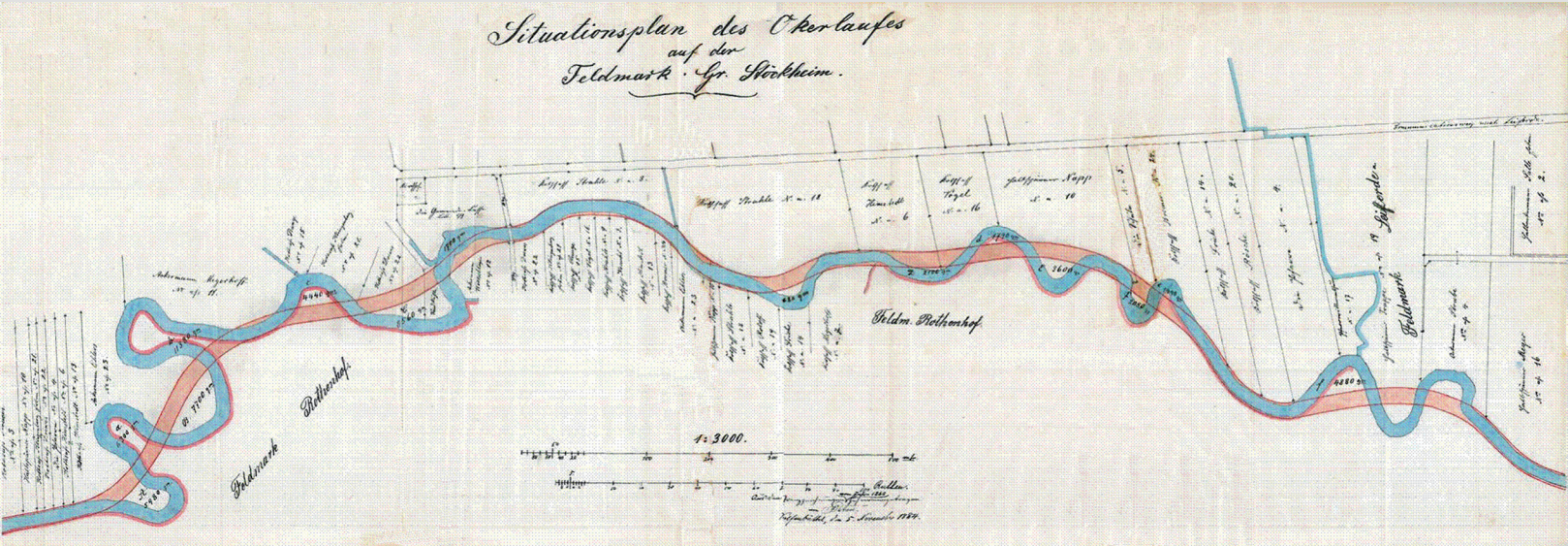


Abb. 8: Der Okerlauf bei Groß Stöckheim 1884.



Abb. 7: Hochwassermarke am Hagenmarkt, 8. April 1808.

südwestlichen Teil werden in die Oker abgeleitet. In Braunschweig und im Harzvorland fallen jährlich etwa 620 mm Niederschlag, im Elm bis zu 750 mm. Die meisten Niederschläge fallen im Harz (Bad Harzburg 823 mm, Clausthal-Zellerfeld 1315 mm und der Brocken 1609 mm). Schon mit dem Bau der Eckertalsperre 1942 (13,27 Mio. m³ Einstauvolumen) wurden extreme Spitzenabflüsse aus dem Harz leicht gedrosselt, doch mit Fertigstellung der Okertalsperre 1956 (47 Mio. m³) und dem Bau der Granetalsperre 1969 (46,4 Mio. m³) konnten die im Okertal liegenden Gemeinden aufatmen. Trotzdem können auch diese Bauwerke Extremhochwasser, die durch Niederschläge im Harzvorland entstehen, nicht verhindern.

Maßnahmen zum Schutz vor Hochwasser

Um Hochwasser schnell abzuführen, wurden in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder Flüsse begradigt und Entwässerungsgräben angelegt. Grund dafür waren im Wesentlichen wirtschaftliche Aspekte, wie Trockenlegung von Wiesen und Ackerflächen. Damals bedeuteten Überschwemmungen für die Bevölkerung Missernten und Hungersnöte.

Mit der Rundverfügung Nr. 567⁴ vom 25. März 1946 wies der Oberkreisdirektor des Landkreises Helmstedt, Richard Vogt, die Gemeindegemeinschaften und Bürgermeister an, wieder Gewässerschaufen, wie es das erste Wassergesetz von 1876 vorgab, durchzuführen. Dies, so schrieb er, ist nicht zuletzt auch für die Volksernährung unbedingt erforderlich. Schon mit Inkrafttreten des ersten Wassergesetzes wurde

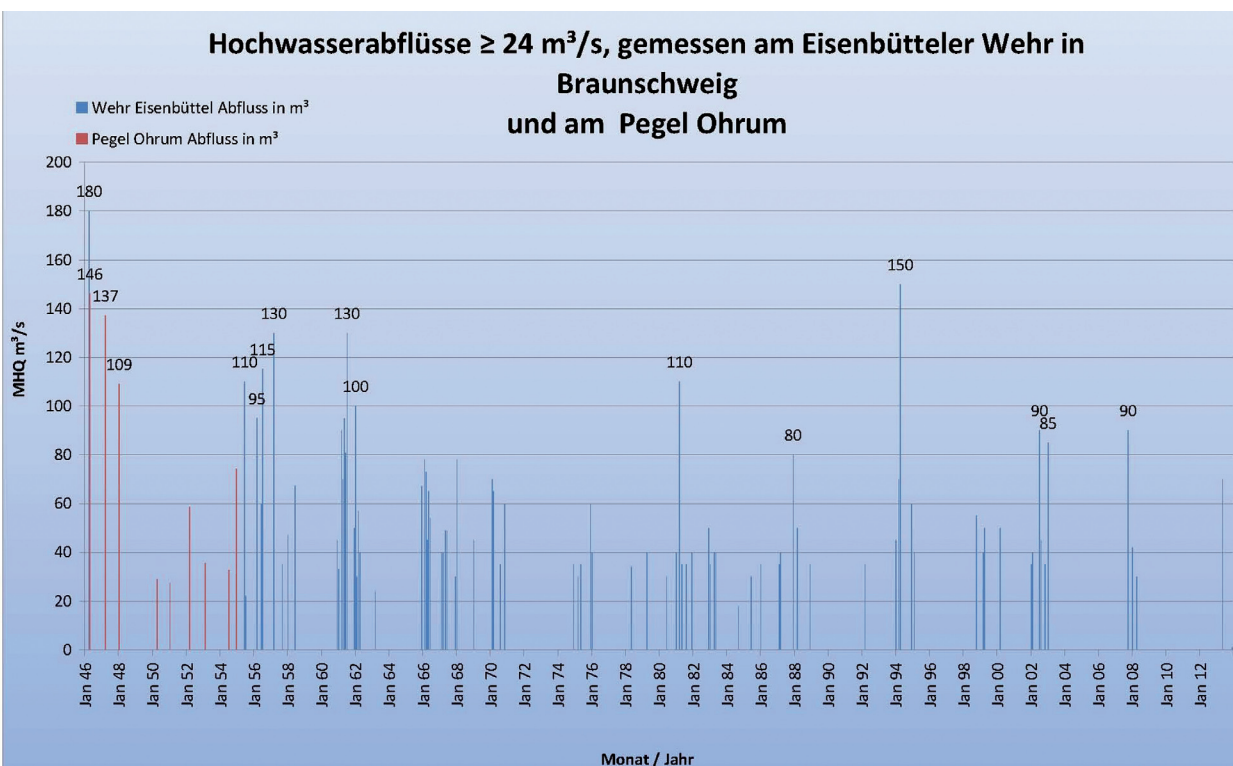


Abb. 9: Hochwasserabflüsse gemessen am Wehr Eisenbüttel in Braunschweig (blau), Pegel Ohrum (rot).

die Unterhaltung der Gewässer regelmäßig bis zu zweimal jährlich im Rahmen von Gewässerschauen kontrolliert. Mit Begradigung der Flüsse wurden gleichzeitig natürliche Retentionsräume vernichtet. Das Hochwasser wurde immer schneller in die Unterläufe der Gewässer abgeleitet, wo auch die Überschwemmungen immer gewaltiger und zerstörender wurden. Erst in den 1980er Jahren begann ein Umdenken. Gewässerauen wurden wieder „renaturiert“, Gewässerrandstreifen angelegt und Hochwasserrückhaltebecken gebaut. Ein wesentlicher Bestandteil des Hochwasserschutzes ist die Unterhaltung der Gewässer. In Braunschweig gilt seit Mitte der 1990er Jahre das Prinzip: So wenig wie möglich, aber so viel wie nötig. Wichtig dabei ist, das Wasser möglichst lange in den Flächen zurückzuhalten. In urbanen, bebauten Gebieten werden die Gewässer intensiver unterhalten, um das Wasser möglichst schnell in die nördlich von Braunschweig gelegenen Überschwemmungsgebiete abzuleiten. Zur Unterhaltung der regionalen Gewässer gehören neben regelmäßigen Mäharbeiten auch das regelmäßige Räumen der Gewässersohle sowie das Zurückschneiden der aufkommenden Gehölze im Abflussprofil.

Bauwerke zum Schutz vor Hochwasser

Bauwerke zum Schutz vor Hochwasser sind ein weiterer wichtiger Teil die Stadt vor Überschwemmungen zu schützen. Schon seit den 1970er Jahren dienen Regenrückhaltebecken nicht nur dem Hochwasserschutz, sondern leisten einen wesentlichen Beitrag zur Reinhaltung der Gewässer. Regenwasser aus Neubaugebieten, Straßen und Autobahnen wird in Regen-

rückhaltebecken geleitet, zurückgehalten und zeitlich versetzt in die Vorfluter eingeleitet. Durch Schilfbewuchs in den Becken wird das Wasser zusätzlich gereinigt, sie leisten damit einen wesentlichen Beitrag zur ökologischen Reinhaltung der Gewässer. Das Hochwasser 2002 wurde im Wesentlichen durch Extremniederschläge verursacht. Vom 16. bis 18. Juli 2002 kam es im Harz und im gesamten Harzvorland zu Starkregen mit bisher nicht beobachteten Niederschlagsmengen. Im Harz wurde am Brocken innerhalb von 72 Std. eine Niederschlagshöhe von 216 mm⁵ und in Braunschweig, im selben Zeitraum an der Station des Deutschen Wetterdienstes in Völkenrode 131 mm gemessen. An weiteren städtischen Messstationen wurden z.T. noch deutlich höhere Regenmengen⁶ registriert, wie z.B. im Bürgerpark 172 mm, in der Nussbergstrasse 168 mm und in der Weststadt 155 mm. Nach dem Hochwasser 2002 haben die Stadt Braunschweig, der Wasserverband Mittlere Oker sowie die Stadtentwässerung Braunschweig umfangreiche Maßnahmen zum Schutz vor Hochwasser durchgeführt. In der Schölke, einem kleinen Nebengewässer der Oker im westlichen Stadtgebiet von Braunschweig wurden zwei Abschlüsse zur Oker eingebaut. Das vorhandene Pumpwerk am Triftweg wurde ertüchtigt und den Anforderungen des Hochwasserschutzes angepasst. Seit 2012 wird dieser Bereich zusätzlich durch ein Hochwasserrückhaltebecken an der Kleinen Mittelriede vor Hochwasser geschützt. In Ölper, am Wehr wurde parallel zur Oker ein etwa 0,6 m hoher und 150 m langer Schutzwall aufgeschüttet, um die tiefliegenden Grundstücke vor Hochwasser zu schützen. 2008 wurde das neue Pumpwerk am Inselwall, das bei starken Regenfällen die Innenstadt

besser vor Hochwasser schützen kann, fertig gestellt. Eine Flutmulde an der Schunterbrücke in Querum sorgt seit 2011 dafür, dass Hochwasser besser unter den Flutbrücken der Schunter abgeleitet wird. Das Gewässerprofil unter der Brücke Ebertallee/Mittelriede wurde durch Herausnehmen der dort rechts und links eingebauten Bermen (horizontale Erhöhung der Ufer) vergrößert. Die Hochwasserschutzmaßnahme an der Oker im Bereich der Spinnerstraße schützt seit 2012 das dahinterliegende Baugebiet vor Überschwemmungen. Über einen Pumpenschacht mit Schieber, der bei Hochwasser geschlossen wird, kann anfallendes Regenwasser in die Oker gepumpt werden.



Abb. 10: Der Neubau des Eisenbütteler Wehres (untere Bildmitte), Blick nach Westen.

Die Braunschweiger Wehre

In Braunschweig gibt es 5 Okerwehre, die die Oker im Stadtgebiet aufstauen. Ohne die Stauanlagen wäre die Oker im Sommer nur ein kleines unscheinbares Gerinne. Grundsätzlich dienen die Braunschweiger Wehre zur Sicherung der so genannten Kulturstau, d.h. sie kann so für Freizeit und Sport genutzt werden und ist Teil der innerstädtischen Grünanlagen und Parks. Für den Hochwasserschutz sind die historischen Innenstadtwehre ungeeignet, da oberhalb der Stauanlagen kein ausreichender Rückhalteraum für Hochwasser zur Verfügung steht. Hielte man das Wasser mit den Innenstadtwehren trotzdem zurück, würde es sofort Überschwemmungen in der Innenstadt geben. Deshalb werden sie bei Hochwasser vollständig geöffnet und ankommenden Wassermengen ungehindert durchgelassen. Ebenso wird das 1979 gebaute Ölper Wehr bei Hochwasser vollständig geöffnet. Einzig mit dem Rüniger Wehr kann Hochwasser kurzfristig in den oberhalb des Wehres liegenden Weideflächen eingestaut werden. Mit Ertüchtigung des Eisenbütteler Wehres (2011-2012) durch den Wasserverband Mittlere Oker wurde ein weiterer Baustein zur Verbesserung der Hochwassersicherheit von Braunschweig fertiggestellt. (Abb. 10) Mit neuester Sicherheitstechnik, Fernsteuerung und zwei redundanten Fischbauchklappen ausgestattet, ist das Eisenbütteler Wehr auf dem neusten Stand der Technik und damit hochwassersicher. Weitere 4 Hochwasserabschlagswehre gibt es in der Wabe, die nur bei Hochwasser geöffnet werden und das Wasser in die viel leistungsfähigere Mittelriede abschlagen.

Ausweisung von Überschwemmungsgebieten

Die von Überschwemmungen gefährdeten Gebiete der Gewässer Oker, Schunter und Wabe waren der Bevölkerung schon seit Jahrhunderten bekannt. Man nutzte die gewässernahen Flächen als Wiesen und Weiden. Sobald mehrere Jahre hintereinander die Hochwasser ausblieben, wurden Weideflächen umgebrochen und als Ackerland genutzt. Sogar die Bebauung rückte von Jahr zu Jahr näher an die Gewässer heran. Die Folgen waren abzusehen – Überschwemmungen, Zerstörung von Gebäuden und Abtrag der Ackerkrume. Doch das alles hielt die Bevölkerung nicht davon ab, die Überschwemmungsgebiete immer intensiver zu nutzen. Die Begrädigung von Flüssen sorgte dafür, dass das Wasser schneller abfließen konnte, und die Retentionsräume schneller leer liefen. Im 19. Jahrhundert stellte man fest, dass die Überschwemmungsprobleme immer weiter flussabwärts transportiert wurden. Mit Inkrafttreten des ersten Braunschweiger Wassergesetzes wurden Verbote erteilt, bestimmte Bereiche zu bebauen. Die Ausweisung von Überschwemmungsgebieten erfolgte aber erst im 20. Jahrhundert. Aufgrund der Erfahrungen der Hochwasser 2002 und 2008 wurden durch die Stadt Braunschweig im Jahr 2012 die Hochwasserüberschwemmungsgebiete überprüft, neu berechnet und neu festgesetzt.

Hochwassermanagement

Mit dem Bau der ersten Stauanlagen, die zu Verteidigungszwecken oder zum Antrieb von Wassermühlen hergestellt wurden, wussten die Betreiber, dass die Wehre bei drohendem Hochwasser rechtzeitig geöffnet werden müssen. Schon Ende des 18. Jahrhunderts wurden Hochwassermeldungen von der

Herzoglichen Straßen- und Wasserbauverwaltung Wolfenbüttel telefonisch und telegrafisch nach Rünigen und Ölper übermittelt. Am 27. Juni 1900 bat der Gemeindevorsteher Wilhelm Kemmer aus Neubrück in einem Brief⁷ an die Herzogliche Kreisdirektion Braunschweig darum, Hochwassermeldungen künftig auch an die Gemeinde Neubrück zu übermitteln. Mit dem Antwortschreiben⁸ des Herrn Lieff von der Herzoglichen Straßen- und Wasserverwaltung Braunschweig wurde der Grundstein für die erste Hochwassermeldeordnung für die Oker, vom 20. Juni 1910 gelegt. In den nachfolgenden Jahren wurden Gewässerpegel eingerichtet. Die Hochwassermeldeordnung wurde kontinuierlich den aktuellen Gegebenheiten angepasst und fortgeschrieben. Mit der Gebietsreform 1974 wurde aus der Hochwassermeldeordnung der Hochwasseralarmplan für die Stadt Braunschweig. Die Fortschreibung des Hochwasseralarmplanes erfolgt durch die SE|BS in Zusammenarbeit mit den beteiligten Behörden und wird von der Stadt Braunschweig genehmigt. Der Plan enthält Anweisungen und Handlungshinweise für den Hochwasserfall, Alarmlisten und Überschwemmungskarten, sowie Anweisungen zur Sandsacklagerung und Verteilung. Die Alarmierung im Hochwasserfall wird von der SE|BS durchgeführt. Hier läuft der Alarm des ÜHWD (Überregionaler Hochwasserdienst des Niedersächsischen Landesbetriebs für Wasserwirtschaft, Küsten- und Naturschutz (NLWK)) auf und wird an Feuerwehr, Polizei, Feldmarksinteressenschaften, Bootsbetreiber, Bürger, usw. weitergegeben. Das Öffnen der Wehre, Pegelbeobachtungen, Reinigen von Sieben und Durchlässen, sowie das Aufstellen von Pumpen und Bereitstellen und Sandsäcken sind die wesentlichen Aufgaben der SE|BS. Feuerwehr und weitere Hilfskräfte wie ggf. das Technische Hilfswerk sorgen für die Verteilung von Sandsäcken, das Herstellen von Hochwasserschutzwällen und pumpen Keller aus.

Ausblick

Wie auch nach dem Hochwasser 2002 werden derzeit sämtliche Daten und Informationen der Feuerwehr, die der städtischen Fachbereiche Stadtentwässerung und Abfallwirtschaft, Tiefbau und Verkehr, Stadtplanung und Umweltschutz, der SE|BS und vieler Bürger zu Hochwasserberichten ausgewertet. Aus den Ergebnissen⁹ und ggf. weiteren Untersuchungen sollen dann konkrete Vorschläge zu Hochwasserschutzmaßnahmen gemacht und schrittweise umgesetzt werden. Eines ist aber heute schon klar: Einen hundertprozentigen Schutz vor Hochwasser wird es auch in Zukunft nicht geben.

Abbildungsnachweis: Abb. 1 bis 6 und 8 bis 9: Archiv (SE|BS); Abb. 7: Rolf Ahlers; Abb. 10: Dieter Heitefuß.

Anmerkungen:

¹ Gewässerkundliches Jahrbuch 1946.

²⁻⁴ Archiv Stadtentwässerung Braunschweig GmbH.

⁵ Dokumentation des Niedersächsischen Landesbetriebes für Wasserwirtschaft und Küstenschutz NLWK: Hochwasser 2002.

⁶ Stadt Braunschweig: Bericht zum Hochwasser vom 16. bis 24. Juli 2002 in Braunschweig.

⁷ Brief Kemmer, Archiv Stadtentwässerung Braunschweig GmbH.

⁸ Brief Lieff, Archiv Stadtentwässerung Braunschweig GmbH.

⁹ Riedl, Maria: Hochwasser und Hochwasserschutz als Herausforderung an die Stadtplanung am Beispiel der Stadt Braunschweig. Bachelor-Thesis, HafenCity Universität Hamburg, 05.12.2012.

Vor 250 Jahren: Die Ankunft der Familie Stobwasser in Braunschweig

Text von Otto Pffingsten



Abb. 1: Johann Heinrich Stobwasser im Alter.

Es war ein strahlend schöner Sommertag im August des Jahres 1763, als vor dem Augusttor im Süden der alten Herzogsstadt Braunschweig ein großer Umzugswagen vorfuhr. In dem Wagen saß der inzwischen 77 Jahre alt gewordene Vater Sigismund Stobwasser mit seiner Familie: seiner Frau Elisabeth, seinem 23-jährigem Sohn Johann Heinrich und seinen drei Töchtern. Mit großen Erwartungen war die Familie vor gut

zwei Wochen aus ihren Heimatort Lobenstein im Vogtland aufgebrochen. In Braunschweig, so träumte man, werde man ein besseres Leben führen können als das, was man bisher kannte. Und als sie kurz nach Halberstadt endlich das Braunschweiger Herzogtum erreichen, da erschien ihnen – so erinnert sich später Johann Heinrich Stobwasser – das „schöne fruchtbare Braunschweiger Land wie ein Paradies, denn die kornreichen Ebenen prangten eben mit dem reichen Segen einer ergiebigen Ernte“.

Zwar hatte der ehemalige Glaser Sigismund Stobwasser zunächst ein durchaus passables Einkommen gehabt; aber ein großes Feuer im Jahr 1732 hatte ihn um Haus und Besitz gebracht. Als Kurzwarenhändler hatte er sich nun mühsam sein Geld verdient. Auf seinen oft weiten Reisen zu den Messen nach Leipzig, Frankfurt oder München hatte ihn in den letzten Jahren sein Sohn begleitet. Diesem offenbar pfiffigen Johann Heinrich waren in Franken ein paar lackierte Dosen in die Hände gefallen. Nach Hause zurückgekehrt, hatte der Junge so lange getüftelt, bis er selbst eine probate Rezeptur für Lacke gefunden hatte. Ein kleiner Laden, eine Manufaktur, konnte nun eröffnet werden und die Stobwassers boten bald lackierte Dosen und Tablett an. Aber große Umsätze waren damit im Vogtland nicht zu erzielen.

Da hörte die Familie im Herbst 1762 von einem Aufruf Herzog Carls I. aus Braunschweig. Der Herzog versprach darin allen Künstlern und Unternehmern, die sich in seinem Land niederlassen wollten, großzügige finanzielle Unterstützung und freies Bürgerrecht. Die Familie antwortete, und als im Mai 1763 ein freundliches Schreiben aus Wolfenbüttel – vom

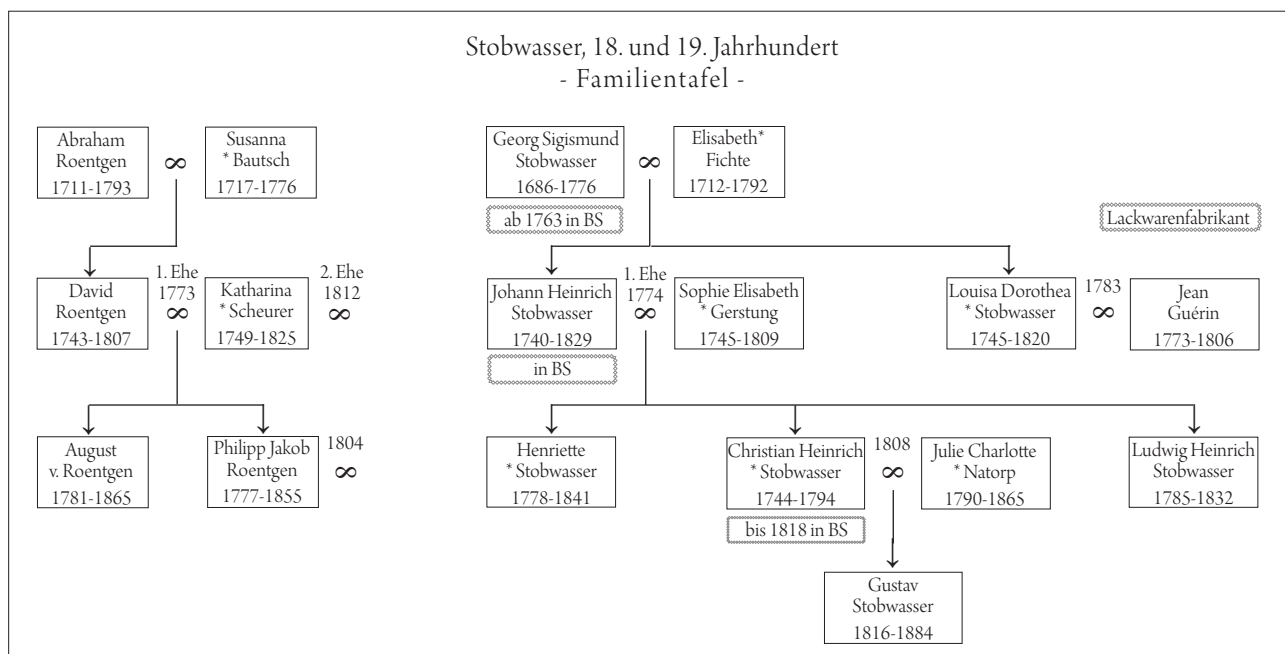




Abb. 2: Schnupftabakdose mit Landschaftsdarstellung, Manufaktur Stobwasser um 1790.

Herzog persönlich unterzeichnet – in Lobenstein ankommt, da gibt es für die Familie kein Halten mehr. Die Koffer werden gepackt und über Leipzig und Halberstadt machte man sich auf den weiten Weg gen Norden.

Aber dann muss die Familie doch bald merken, dass auch in Braunschweig aller Anfang schwer ist. Das beginnt schon am Auguststör an der Wolfenbütteler Straße: der alte Torschreiber dort will sie nicht passieren lassen. Und offensichtlich können die Vogtländer sich hier nur schwer sprachlich verständlich machen. Auf entsprechende Frage nach dem Inhalt ihres Wagens antworten sie: „Fabrik-Instrumente und Lackierer“. Der Zollschreiber versteht: „Musik-Instrumente und Tiere“ und wird entsprechend miss-trauisch. Erst als sie das Schreiben des Herzogs vorweisen, lässt er sie nach langem Warten mürrisch passieren.

Und auch in der Stadt sind für die Neuan-kömmlinge keine roten Teppiche ausge-

rollt. Im Gegenteil. Sie wissen nicht einmal, wo sie die Nacht verbringen sollen und müssen für die nächsten Wochen in dem armseligen Wirtshaus „Zum wilden Mann“ Quartier beziehen („in einer der schlechtesten Straßen der Stadt, am Wendengraben, in welchem Gauner und schlechtes Gesindel logieren“, so erinnert sich später Johann Heinrich Stobwasser). Zwar bekommen sie bald eine Audienz beim Herzog und dürfen ihm ein Probestück ihres Könnens überreichen, „welches großen Beifall fand“. Aber erst im März des folgenden Jahres erhalten sie eine kleine Wohnung und ein halbes Jahr später sogar ein kleines Haus unweit des Hospitals am Wendengraben. Hier können sie nun „mit heißem Gebet um Hülfe von Oben“ eine Lackier-Manufaktur eröffnen.

Dieses Gebet ist offensichtlich erhört worden. Jedenfalls können Vater und Sohn Stobwasser bald kaum noch die Nachfragen erfüllen, die sie aus ganz Deutschland erreichen. 1772 verlegen sie deshalb ihren Betrieb in ein großes Haus in der Echternstraße – durch die hochwertigen Lackarbeiten, die hier entstehen, wird Johann Heinrich Stobwasser bald einer der bekanntesten Persönlichkeiten Europas. Trotzdem bleibt er zeitlebens ein bescheidener Mann, der die Armut seiner Jugend nie vergessen hat. Seine Tagebuchaufzeichnungen – sein Sohn Christian Heinrich hat sie gleich nach seinem Tod veröffentlicht – schließen mit den Sätzen: „Demüthig muß ich bekennen, dass Gott mir Gnade und Barmherzigkeit erwiesen hat. Wenn er mich zu sich rufen wird, so sage ich zu meinem Heiland: O sieh, hier kommt ein Armer / der Zorn verdient hat. / Gib mir, o mein Erbarmen / den Anblick deiner Gnad.“

Johann Heinrich Stobwasser durfte ein langes Leben auf dieser Erde führen. Erst in seinem 90. Lebensjahr, am 31. August 1829, rief ihn sein Heiland heim. Tief betrauert von einer großen Gemeinde wurde er am 4. September auf dem Michaelisfriedhof – ganz in der Nähe der heutigen Stobwasserstraße – „in einer Kunstkiste und mit Glockengeläut“ beigesetzt.

Das Stobwasser-Haus in der Echternstraße 16 in Braunschweig erinnert noch heute an den großen und zugleich frommen Künstler und Fabrikanten Johann Heinrich Stobwasser. Aber es gibt noch ein Haus, das von dem Reichtum dieser Familie erzählen kann. Der Berliner Kommerzienrat Gustav Stobwasser, geboren 1816 in Braunschweig als Enkel unseres Unternehmers, hat sich in den Jahren 1867/68 an der Ostsee ein Ferienhaus errichten lassen. Diese „Villa Stobwasser“ steht in Heringsdorf auf Usedom und zeigt an seiner Außenfront in Erinnerung an die Braunschweiger Wurzel der Familie mehrere Abbildungen von Till Eulenspiegel.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1 u. 2: Richter, Detlev: Stobwasser – Lackkunst aus Braunschweig & Berlin. - München u.a., 2005, S. 38 und S. 103. Abb. 3 u. 4: Fotos von Otto Pflingsten.



Abb. 3 und 4. Das Stobwasserhaus in Braunschweig, Straßenseite und Innenhof.

Apotheke Wendeburg – 150 Jahre im Dienst der Gesundheit

Text und Fotos von Rolf Ahlers

Für die Gesundheit – Bemühungen um eine Apotheke

Bei aller gesunden Landluft gab es für die Menschen, die auf dem Lande lebten, mitunter doch Krankheitserscheinungen, die mit den altbewährten Hausmitteln der „Kräutermuhme“ oder durch „Besprechen“ nicht zu heilen waren. Am 12.01.1853 erschien der Gemeindevorsteher Meier aus Wendezelle auf der Herzoglichen Kreisdirektion Braunschweig und das dort aufgenommene Protokoll vermittelt uns: „Bekanntlich sind in letzter Zeit ein Arzt namens Schrader und ein Tierarzt namens Herweg für die Gemeinden Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf angestellt worden. Beide erfreuen sich in der dortigen Gegend eines allgemeinen Vertrauens, ihre Wirksamkeit kann aber immer nur eine beschränkte sein, da es an einer Apotheke für die dortige Gegend fehlt.“ Im weiteren gab er „anheim, es in Überlegung zu nehmen, ob und eventuell auf welche Weise eine Apotheke in Wendeburg oder Wendezelle einzurichten sei.“ Die Kreisdirektion leitete den Antrag an das Herzogliche Ober-Sanitätskollegium weiter. Dieses holte sich von Physikus Dr. med. Müller, Vechelde, eine gutachterliche Stellungnahme ein, wobei sich die Überlegungen der Behörden inzwischen auf eine Filial-Apotheke bezogen. Die Gemeinden Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf zählte Müller zum Einzugsgebiet der Filial-Apotheke, von den Nachbarorten im Herzogtum Braunschweig dann noch Harvesse und Neubrück, eventuell auch Meerdorf. Aus dem Königreich Hannover rechnete er Rüper, Wense, Didderse, Groß und Klein Schwülper, Rothemühle, Lagesbüttel und Walle dazu. Nach Erörterungen über weitere Orte ergab sich seiner Meinung nach ein Einzugsgebiet von etwa 3000 Einwohnern. In der Stellungnahme schrieb er dann: „Wir müssen nun sehr bezweifeln, daß eine solche Einwohnerzahl in einem Gebiet, das von Natur aus den Wohlstand nicht begünstigt, also mehr arm als reich zu nennen ist, die Existenz einer Filial-Apotheke sichern könne.“ Im weiteren traf Müller dann Annahmen über die finanziellen Aussichten der Filial-Apotheke. Der zuständige Arzt, Dr. med. Schrader in Wendezelle, zugleich Chirurg und Geburtshelfer, hatte hier vor zwei Monaten mit einer starken Masern-Epidemie die medizinische Laufbahn begonnen. Über seine Einnahmen gab Schrader allerdings keine Auskunft; Müller meinte, daß es jährlich etwa 500 Taler werden könnten. Davon ausgehend schätzte Müller die jährlichen Kosten und Einnahmen der Filial-Apotheke. Für das Gehalt eines vereidigten Gehilfen rechnete er 150 Taler, dazu 100 Taler für dessen Unterkunft und Verpflegung. Als Kosten der Apothekenräume setzte er 50 Taler für Miete, Heizung und Licht an. Bei einem Wareneinkauf für 100 bis 150 Taler ließ sich dann von 600 Taler Einnahme (= Umsatz) nicht allzu viel erübrigen. Er fragte daraufhin: „Wo bleibt der Nutzen für den Apotheker?“ In dem Schreiben der Kreisdirektion vom 07.05.1853 erhielt der Gemeindevorsteher Meier, Wendezelle, dann auch die entsprechend ablehnende Antwort mit den Gründen: Dr. Schrader, der Arzt in Wendezelle, ist verpflichtet und ermächtigt, die in Eilfällen nötigen Medikamente in seinem Haus zu haben. Der Apotheker

Schneider in Vechelde hat sich bereit erklärt, auf seine Kosten die von Dr. Schrader verschriebenen Medikamente durch einen Boten den betreffenden Patienten zukommen zu lassen. – Mit Schreiben vom 15.03.1858 bewarb sich der Apotheker W. Schneider aus Vechelde um die Filial-Apotheke in Wendeburg. Aber auch diesmal gab es keine Genehmigung.

Am 06.04.1861 erschienen die Gemeindevorsteher Krüger aus Wendeburg und Rickmann aus Zweidorf auf der Herzoglichen Kreisdirektion in Braunschweig und trugen vor: „Schon seit einer Reihe von Jahren hätten nicht nur allein die von ihnen vertretenen Gemeinden Wendeburg und Zweidorf, sondern auch die Gemeinden Wendezelle, Neubrück, Harvesse und Bortfeld den lebhaften Wunsch, daß in einem der Orte Wendeburg oder Wendezelle eine besondere Apotheke angelegt werden möchte.“ Als Begründung ihres Antrages nannten sie unter anderem, dass die Entfernungen von den einzelnen Orten zu den nächstgelegenen Apotheken in Vechelde, Braunschweig oder Peine sehr groß wären und es daher besonders in der Winterzeit zu Verzögerungen bei der Herbeischaffung der erforderlichen Medikamente kommt, „die für das Leben der Kranken höchst gefährlich werden könnte.“ Abschließend bitten sie, dass die Kreisdirektion „die Anlegung einer besonderen Apotheke in Wendeburg, als Mittelpunkt der Gemeinden, gestatten möge.“

Die Kreisdirektion holte daraufhin die Stellungnahme des Amtsrichters Kramer aus Vechelde ein, er gab als Erster eine zustimmende Antwort. Er schrieb: „Ein besonderes Gewicht dürfte nun aber darauf zu legen sein, daß die Einwohner der Orte Wendeburg, Wendezelle, Zweidorf, Harvesse, Neubrück, Meerdorf, Bortfeld, Völkenrode und Sophiental in den Herbst- und Wintertagen, insbesondere bei anhaltendem Regen oder Schnee, die mehrere Meilen weite Strecke zurückzulegen haben. Und zieht man in Erwägung, daß jene Orte eine Zahl von 3539 Einwohnern in sich fassen, so läßt sich im entferntesten nicht verkennen, daß diese Lage eine nicht unbedenkliche ist. Soll nun die Apotheke den Einwohnern das sein, was diese von ihr erwarten – ein Trost und eine Zuflucht im tiefsten Leid, durch welche Gefahren abgewendet und Menschenleben gerettet werden sollen – so dürfte die Anlage einer Apotheke erfolgen, auf welche die Einwohner unbezweifelt hoffen.“ Als Einzugsbereich für die Apotheke rechnet Kramer auch die hannoverschen Orte Wense, Didderse, Hillerse, Groß und Klein Schwülper, Rüper, Rolfsbüttel und Walle – mit insgesamt fast ebenso vielen Einwohnern wie die vorn genannten braunschweigischen Orte. – Der Vechelder Apotheker Schneider hielt nunmehr eine Apotheke in Wendeburg für nicht erforderlich, so sein Schreiben vom 12.04.1861. Für den Fall, dass sie aber trotzdem genehmigt werden sollte, bat er um Berücksichtigung.

„Vor etwa anderthalb Jahren haben wir im Büro der Herzoglichen Kreisdirektion den Antrag zu Protokoll gegeben, daß die Anlegung einer Apotheke in Wendeburg ein notwendiges Bedürfnis sei, ohne darauf Nachricht erhalten zu haben.“ So beginnt das Schreiben vom 01.03.1863, mit dem

die Gemeindevorsteher Krüger aus Wendeburg, Hauer aus Wendezelle und Rickmann aus Zweidorf mahnend an die Angelegenheit erinnerten. Recht dramatisch wiesen sie auf die vorliegenden Verhältnisse hin. Vor allem in den Wintermonaten, wenn die Tage kurz, das Wetter oft und die Wege in der Regel so scheußlich sind, dass sie zur Nachtzeit nicht ohne Gefahr passiert werden können, kommen aber die meisten hitzigen Krankheiten vor. Im günstigsten Fall dauerte es neun Stunden, einschließlich Arztbesuch, bis die Kranken ihre Medikamente erhielten, meistens wären sie inzwischen halb oder ganz dahingestorben. „Es ist nun der Pharmazeut Brautlecht unserem Wunsch dadurch entgegengekommen, daß er unsere Gegend persönlich in Augenschein genommen hat. Und wir sind recht erfreut, von diesem ruhigen und umsichtigen Sachverständigen zu erfahren, daß Wendeburg sich nicht allein zur Anlegung einer Apotheke recht gut eignet, wovon wir längst überzeugt waren, sondern auch, daß der Pharmazeut Brautlecht als Bürgschaft dafür, den aufrichtigen Wunsch hat, in Wendeburg eine selbständige Apotheke anzulegen.“ Die Liste der angeführten, zum Einzugsbereich der Apotheke zu zählenden Orte umfasste nunmehr 29 Ortsnamen. Benachbarte Apotheken befanden sich damals in Braunschweig, Peine, Vechelde, Meinersen und Meine.

Von diesen erneuten Bemühungen erfuhren auch andere und so bekam das Herzogliche Ober-Sanitätskollegium die am 12.03.1863 geschriebene „Gehorsamste Eingabe des Apothekers Schneider in Vechelde zur Anlage einer Apotheke in Wendeburg.“ Schneider nannte seine Einbuße infolge der inzwischen errichteten Apotheke in Üfingen und bat erneut, ihm die „Anlage einer Filial-Apotheke in Wendeburg nicht zu versagen.“ Das Staatsministerium entschied sich jedoch für eine selbstständige Apotheke und vergab die Konzession an Brautlecht.

Julius Brautlecht, der erste Apotheker in Wendeburg

Am 28.09.1837 in Braunschweig geboren, folgte nach dem Besuch der Bürgerschule die weitere Ausbildung auf dem Gymnasium. Dabei interessierte sich Julius Brautlecht mehr und mehr für die Naturwissenschaften, insbesondere für die Zubereitung von Arzneimitteln. Die Pharmazie bestimmte dann auch seinen weiteren Lebensweg. Im Herbst 1851 begann er seine Lehre in der Apotheke in Gittelde am Harz. Durch den Wechsel seines Lehrherrn – zunächst Dr. Friedrich Brendecke, der eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten veröffentlicht hatte und dann der Apotheker Leube, der neben der Apotheke ein großes Fruchtsaftgeschäft führte – bekam seine Ausbildung eine größere Vielfalt. Ostern 1855, nach der bestandenen Prüfung zum Apothekergehilfen, wollte Julius Brautlecht nunmehr Naturwissenschaften und Medizin studieren, die wirtschaftlichen Verhältnisse erlaubten es nicht. Für ein halbes Jahr war er in der Apotheke in Höxter/Weser tätig, anschließend in der Apotheke in Ebstorf/Lüneburg. Dort suchte und fand er im Labor der landwirtschaftlichen Lehranstalt auch Gelegenheit, sich mit Fragestellungen der analytischen und synthetischen Chemie zu befassen. Nach dem Militärdienst folgte im Herbst 1859 ein einjähriges Studium am Collegium Carolinum, der heutigen TU Braunschweig. Er hörte Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur, über Mineralogie, Geologie und

Botanik, über Mathematik (Arithmetik, Algebra, ebene Geometrie, Trigonometrie), über Astronomie und Experimentalphysik sowie über allgemeine Chemie und praktische Arbeiten im chemischen Labor. Brautlecht verwaltete dann die Apotheke in (Salzgitter-)Lichtenberg und war anschließend in Bremen als Rezeptarius tätig. Nach einer besonderen Prüfung am 29.10.1862 erfolgte die Vereidigung als Apothekenadministrator und die Verpflichtung in dieser Funktion nach Lutter am Barenberg. Wenige Monate später, mit seinem „Gesuch zur Anlage einer Apotheke in Wendeburg“ vom 01.03.1863 an das Ober-Sanitätskollegium in Braunschweig, bemühte sich Brautlecht um eine eigene Apotheke. Seine Bewerbung gipfelte in den Worten: „Ich erlaube mir, gehorsamst zu bitten, mir die Genehmigung erteilen zu wollen.“

Zwischen Kreisdirektion, Gemeinde, Apotheker Schneider aus Vechelde, Brautlecht und Ober-Sanitätskollegium entspann sich ein umfangreicher Schriftwechsel mit Eingaben, Gesuchen und Berichten. Endlich, am 06.10.1863, verfügte das Herzoglich Braunschweig-Lüneburgische Staatsministerium: „Wir erwidern dem Herzoglichen Ober-Sanitätskollegium auf die Berichte vom 21.07.1863 und 30.09.1863, daß die Anlegung einer eigenen Apotheke in Wendeburg zu gestatten und die Konzession zur Betreibung derselben dem Pharmazeuten Brautlecht aus Braunschweig auf sechs Jahre zu erteilen ist.“ Damit hatte die oberste Landesbehörde für die Interessen der Einwohnerschaft entschieden und Brautlecht konnte an das Herrichten der Apotheke gehen. Das Herzogliche Ober-Sanitätskollegium teilte mit, dass der „Termin auf Mittwoch, den 09.12.1863, vormittags 11 Uhr anberaumt worden ist, weshalb sie sich zur Empfangnahme der Konzession, zur angegebenen Zeit in unserem Sitzungslokale einzufinden haben.“

Konzession für den Apotheker Julius Brautlecht zu Wendeburg

Dem Apotheker Julius Brautlecht wird hiermit auf den Grund der mittels Ministerial-Schreibens vom 06.10.1863 uns erteilten Autorisation, die Konzession zum Betriebe einer Apotheke in Wendeburg auf die Dauer von sechs Jahren, vom 01.12.1863 bis dahin 1869 erteilt. Demselben (= dem Apotheker Brautlecht) ist gestattet, während der gedachten Zeit, sowohl einfache, als auch zusammengesetzte Arzneimittel nach den vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen, zu dispensieren und zu verkaufen. Bei der Anfertigung der Medikamente hat der Apotheker Brautlecht die Pharmacopoea borussica (= Arzneimittelvorschrift) zum Grunde zu legen, bei dem Verkaufe der Medikamente aber nach der vorgeschriebenen Taxe sich zu richten. Alljährlich zu Michaelis, und Michaelis 1864 zum ersten Mal, hat der Apotheker Brautlecht an die Herzogliche Anatomiekasse, und zwar an den derzeitigen Rechnungsführer derselben, Kanzlisten Wiegandt, vier Taler zur Rekognition (= als Abgabe) zu zahlen, seine Gehilfen jedes Mal vor ihrem Dienstantritt bei uns zur Prüfung zu stellen, dafür zu sorgen, daß auf seiner Apotheke nur gute, unverfälschte Waren ausgegeben und die Arzneien mit der gehörigen Aufmerksamkeit und mit Vermeidung aller Verwechselungen und Abweichungen von der Vorschrift des Arztes angefertigt werden, sich den ihn eventuell aufzulegenden gerichtlichen, medizinischen und chemi-

schen Untersuchungen willig zu unterziehen, sowie sich überhaupt, bei sofortigem Verluste dieser Konzession, in allen Stücken den in Ansehung der Apotheken ergangenen und noch ergehenden Vorschriften und seinem Eide gemäß zu bezeigen, zu dem Ende sich auch den Revisionen seiner Apotheke, welche Herzogliches Ober-Sanitätskollegium, so oft als es solche für nötig findet vornehmen lassen wird, zu unterwerfen. Die Konzession kann von dem Apotheker Brautlecht weder verkauft, noch verpachtet, noch auf irgendeine Weise einem andern übertragen werden. Es erlischt dieselbe jedenfalls bei dem Tode des Apothekers Brautlecht und es haben dessen Erben daher keinerlei Ansprüche an dieselbe zu machen. Damit aber,

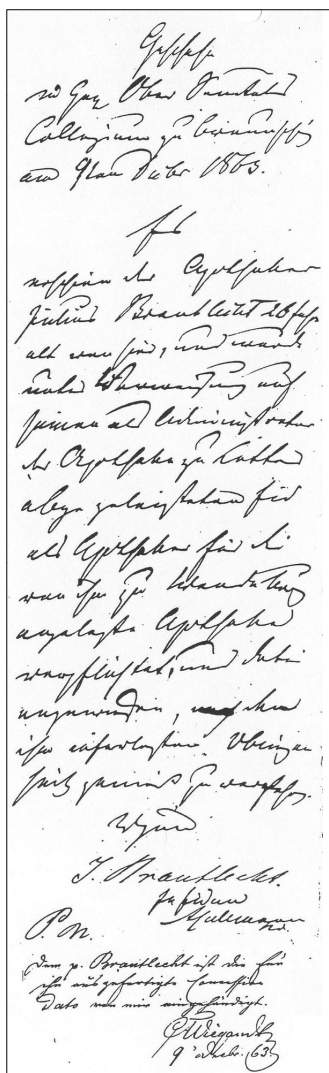


Abb. 1: Gründungsurkunde der Apotheke Wendeburg: „Geschehen im Herzoglichen Ober-Sanitätskollegium zu Braunschweig am 09.12.1863. Es erschien der Apotheker Julius Brautlecht, 26 Jahre alt, von hier, und wurde unter Verweisung auf seinen als Administrator der Apotheke zu Lutter am Barenberg geleisteten Eid als Apotheker für die von ihm zu Wendeburg angelegte Apotheke verpflichtet, und dabei angewiesen, nach den ihm auferlegten Obliegenheiten genauestens zu verfahren. Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben J. Brautlecht In fidem (= für die Richtigkeit) (Unterschrift) Dem p. Brautlecht ist die für ihn ausgefertigte Konzession dato (= heute) von mir ausgehändig, Wiegandt, 09.12.1863.“

im Falle des Ablebens des Inhabers der Konzession, der Geschäftsgang in der Apotheke zu Wendeburg keine Unterbrechung erleide, ist von den Hinterbliebenen desselben dafür zu sorgen, daß die Apotheke durch einen Administrator oder Gehilfen solange verwaltet werde, bis über die Wiederverleihung der Konzession Entscheidung erfolgt sein wird. Wenn der Apotheker Brautlecht

Urkundlich des begedrückten Siegels des Herzoglichen Ober-Sanitätskollegiums und nebengesetzter Unterschrift. Braunschweig, den 01.12.1863.

Vom Vollzug des hoheitlichen Vorganges blieb uns das Protokoll erhalten. (Abb. 1) Nachdem Brautlecht anschließend in Wendeburg eintraf, eröffnete er die Apotheke.

Die Apotheke Wendeburg

Die zunächst in provisorisch hergerichteten Räumlichkeiten eingerichtete Offizin konnte auf Dauer nicht befriedigen, sodass es gleich an den Neubau eines zweckmäßigen Gebäudes ging. Die Genehmigung für die Apotheke gestattete auch, daneben ein Materialwarengeschäft zu betreiben. Die Aufsichtsbehörde sorgte so dafür, dass dem Apotheker ein genügendes Einkommen sicher war. Der geräumige und großzügig durchdachte Neubau, ein Klinkerbau mit



Abb. 2: Die frühere Brautlecht'sche Apotheke ist nach mehrfacher gewerblicher Nutzung zu einem Wohnhaus umgebaut, im Sommer 2013.

zur besseren Beförderung seiner Nahrung (= zur Förderung seiner Einkünfte) neben seinem Apothekengeschäft auch einen Materialhandel, sowie den Handel mit Wein, Branntwein und Essig zu betreiben beabsichtigen sollte, so wollen wir ihn zwar hierin, wenn sein Hauptgeschäft dabei nicht vernachlässigt wird, nicht zuwider sein, es hat jedoch derselbe alsdann, zu Gestattung eines solchen Handels, sich ordnungsmäßig bei Herzoglicher Kreisdirektion zu melden und die erforderliche Konzession dazu zu lösen, ohne den Betrag der Konzessionsgebühren von den gedachten Rekognitions geldern abziehen zu dürfen.

Keller, zwei Etagen und Dachgeschoss wurde erbaut auf dem Grundstück Wendeburg Nr. 12, heute: Eichenweg 1. (Abb. 2) Im Erdgeschoss befanden sich die Apothekenräume mit Offizin, anschließendem Warenlager, Labor und Stoßkammer, daneben gab es Räumlichkeiten für das Materialwarengeschäft. Zur Durchführung von bakteriologischen Forschungsarbeiten gab es in der oberen Etage ein Zimmer, das mit Doppeltüren als Eingangsschleuse ausgestattet war, als isolierender Abtrennung vom übrigen Wohn- und Lebensbereich im Haus. Der Schwerpunkt seiner Studien lag im bakteriologischen Bereich, wobei ihm die Arbeiten von Klebs, Robert Koch und anderen als leuchtende Vorbilder dienten.

Bakteriologische und chemische Laboruntersuchungen gehörten sicher nicht zum Aufgabenbereich eines kleinen Landapothekers, sie verdeutlichten uns vielmehr seinen immensen Tatendrang. Er beschaffte sich eine reichhaltige Fachbibliothek und hielt sich eine Reihe von Versuchstieren. Über die experimentellen Betätigungen des jungen Apothekers gab es bald wilde Gerüchte in den Dörfern, erschienen sie doch den Einwohnern als geheimnisvoll und allerlei Vermutungen waren die Folge. Zu jener Zeit befand sich wohl in jedem Haus ein Schweinestall und wiederholt hatten die Leute einigen Verlust durch an Rotlauf erkrankte Tiere. Während einiger Jahre forschte Brautlecht nach der Ursache dieser Schweinekrankheit und erzielte Erfolge. Die intensive Bearbeitung eines hier wichtigen Problems brachte ihm in den Orten Verständnis und Anerkennung ein. Am 27.01.1870 bekam er dann die Konzession zum Betrieb der Apotheke in Wendeburg auf Lebenszeit zuerkannt.

Die Beschäftigung mit menschlichen Krankheitsbildern rückte für Brautlecht in den Mittelpunkt seines Interesses, als 1877/78 in Braunschweig eine Typhusepidemie grassierte. Mehrmals wöchentlich reiste er von Wendeburg nach Braunschweig, um mit dortigen Fachleuten den Fortschritt seiner Arbeiten zu erörtern, oft auch um im Braunschweiger Verein für Naturwissenschaft in Vorträgen zu berichten. Themen wie Ursachen des Rückfalltyphus und die Darstellung der Traubesehen Zellen gehörten dazu, wie auch Erörterungen über die Rachitis, die Tuberkelbazillen sowie über Gärungs- und Faulungsprozesse. Ein selbstentwickelter Eisenalbuminatsirup, ein blutbildender Saft, fand bald in vielen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands guten Absatz.

Der eifrige Forscher schloss sich dem 1878 gegründeten Verein für öffentliche Gesundheitspflege im Herzogtum Braunschweig an. Die von diesem Verein eingerichtete Untersuchungsstelle für die mikroskopische und bakteriologische Analyse von Trinkwasser bekam er übertragen. Brautlecht war bald die Autorität dieser Sparte, hunderte von Proben waren zu untersuchen und die Ergebnisse in gutachterlichen Stellungnahmen zu beurteilen. Mit Vorträgen auf den Naturforscherversammlungen 1878 in Kassel, 1880 in Hamburg und 1882 in Eisenach erfuhr ein größerer Personenkreis von den Ergebnissen seiner Arbeiten. Auch aus dem Ausland erhielt der unermüdliche Forscher anerkennende Schreiben, so von Klebs in Prag und G. Buchanan in London, großes Interesse an den Arbeiten zeigte Rudolf Virchow in Berlin.

Typhus trat immer wieder auf und wenn sich die Fälle in einer für Brautlecht erreichbaren Entfernung ereigneten, begab er sich dorthin, um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu erkunden und Trinkwasserproben für seine weiteren Untersuchungen zu entnehmen. Nachdem 1880 Karl Joseph Ebert und Robert Koch den Typhusbazillus entdeckt hatten, gelang Brautlecht nach langem Mühen die Erarbeitung der ersten brauchbaren Methode für den Nachweis der Bazillen.

Bei all seinem Schaffen war Brautlecht immer bestrebt, solche Erfolge zu erzielen, die der Allgemeinheit nützen. Das öffentliche Wohl stand für ihn im Mittelpunkt, das Volk wollte er vor den Folgen der verheerenden Infektionskrankheiten bewahren. Schutz und Hilfe waren notwendig. Leider dachte der mit unermüdlichem Tatendrang ausgestattete Julius Brautlecht wohl an sich selbst zuletzt. Etwa ab 1880 befiel ihn eine Krankheit, aber weiterhin hatten die Forschungen Vorrang. Gegen Ende 1882 verschlimmerte sich Brautlechts Krankheitsbild,

eine Anschwellung der Speicheldrüse wurde im Februar 1883 operativ entfernt. Eine erneut gebildete Geschwulst führte im April zu einer zweiten Operation. Aber obwohl der Heilungsprozess auch jetzt wieder gut verlief, zeigten sich erneute Beschwerden. Eine weitere Operation war nicht mehr möglich, die stationäre Behandlung im Augusta-Hospital in Berlin konnte nur lindernd wirken. Am 13.06.1883 erlag der fortschrittliche Forscher seinem geduldig ertragenen Leiden. In der Blüte des Lebens, im 46. Lebensjahr, von Krankheit dahingerafft.

Wie ging es weiter?

Friedrich Eilers erhielt am 21.12.1883 die Konzession für die Apotheke. Bei seinem beruflichen Aufstieg zum selbstständigen Apotheker konnte er sich nicht entschließen, die Brautlecht'sche Apotheke käuflich zu erwerben und richtete die Apotheke und seine Wohnung in einem ehemaligen Arbeiterhaus (heute: Hoher Hof 2) ein. Aus wissenschaftlicher Sicht war die Konzessionserteilung an einen an sich beliebigen Apotheker weniger zufriedenstellend. Die Landesregierung hätte sich, so die Ansicht von Fachleuten, etwas Mühe geben müssen, um jemand zur Fortsetzung der von Brautlecht angefangenen Forschertätigkeit zu finden. Auch für einen Nicht-Bakteriologen wären, bei den hier geschaffenen Vorbedingungen, so manche wissenschaftliche Untersuchungen möglich gewesen. Eilers blieb lediglich bis 1894 in Wendeburg.

Am 12.10.1894 wurde Johannes Büdefeldt die Konzession erteilt. Allerdings befand sich die Apotheke in einem unwürdigen Zustand, was ihn umgehend zum Bau einer neuen Apotheke veranlasste. Den Wunsch nach einem geeigneten Bauplatz behandelte der Wendeburger Gemeinderat bereits in seiner nächsten Sitzung am 17.11.1894: Die „Beratung über Anweisung eines Bauplatzes an den neuen Apotheker, Herrn Büdefeldt, wurde dahin erledigt, indem einstimmig beschlossen wurde, dem Herrn Apotheker Büdefeldt als Bauplatz den Gemeindeplatz am Anger, worauf augenblicklich das Gemeindehaus steht, abzutreten. Die Lage und Größe des Bauplatzes soll demnächst mit dem betreffenden Herrn an Ort und Stelle vereinbart werden. Der Preis soll demnächst bestimmt werden. Das Gemeindehaus soll auf die beste und billigste Art und Weise nach dem Gemeindeplatz im Meierholz verlegt werden.“ In seiner Sitzung am 21.03.1895 befasste sich der Gemeinderat nochmals mit dieser Angelegenheit: „Sodann wurde die Beschwerde-schrift der Bewohner des Speckens bezüglich des Baues der neuen Apotheke vorgelegt, dieselbe wurde vom Gemeinderat als unbegründet zurückgewiesen.“ Auf dem privatisierten Grundstück (heute: Peiner Straße 13) konnte das 2-etagige neue Gebäude für die Apotheke errichtet werden. In dem inzwischen mehrfach umgestalteten, erweiterten und modernisierten Gebäude mit den zweckentsprechenden Räumlichkeiten befindet sich die Apotheke Wendeburg seit damals. Nach nur wenigen Jahren, 1901, verabschiedete sich Büdefeldt aus Wendeburg.

Die freigewordene Konzession der Apotheke Wendeburg bekam am 12.03.1902 der Apotheker Wilhelm Schütze, er blieb bis 1916. Ihm folgte Otto Steinmann, immerhin bis 1934. Albert Bergmann bekam ab 01.01.1935 die Konzession, er blieb lediglich vier Jahre. Die Einkommensverhältnisse brachten es mit sich, dass es die Apotheker immer nur für eine gewisse Zeit im Ort hielt.



Abb. 3: Die Apotheke Wendeburg, im Sommer 2013.

Deutlich anders wurde es mit Josef Rülle, der sich mit seiner Familie ab 01.04.1939 hier sesshaft machte. Die medizinische Versorgung im Ort und in Nachbarorten versahen 1939 ein Arzt, ein Zahnarzt und eine Heb-amme. Das Ehepaar Rülle nahm auch Kontakt auf zu den Ärzten in weiteren Orten. Während des Zweiten Weltkrieges und dann verstärkt in der dann folgenden entbehrungsreichen Zeit kamen besondere Anforderungen und Erschwernisse auf die Apotheke zu. Verbandsstoffe und Medikamente mussten zunächst für den steigenden Bedarf an den Fronten vorhanden sein. Dann entstand größerer Bedarf im Reichsgebietes infolge der Bombardierung der Städte. Nach Kriegsende kam es durch schlechtere Ernährungslage und mangelhafte hygienische Bedingungen zu Krankheitserscheinungen, die als überwunden angenommen waren. Diphtherie, Typhus, Ruhr und Scharlach breiteten sich epidemisch aus, Mundfäule, Krätze, Lungenentzündung, Kopfläuse und Kinderlähmung traten in stärkerem Maße auf und hatten verheerende Wirkungen. Die ärztlichen Verordnungen mussten sich auf die wenigen verfügbaren Medikamente beziehen, für den Apotheker hieß das oftmals, eigene Rezepturen herzustellen.

Mit dem Urteil vom 11.06.1958 hat das Bundesverfassungsgericht eine wesentliche Änderung bei der Zulassung von Apotheken bewirkt. Es stellte fest, dass allein die Niederlassungsfreiheit für Apotheker grundgesetzkonform ist. Die Zeit der staatlichen Konzessionierung war damit vorbei.

Ab April 1970 betrieben (Vater) Josef und (Sohn) Hans-Otto Rülle – inzwischen selber Apotheker – die Apotheke gemeinsam. Bereits 1972 verstarb plötzlich der nur 49-jährige Sohn, sein Vater 1975, 82 Jahre alt. Ab dem 01.04.1973 wurde die Apotheke verpachtet.

Die Apothekerin Karen-Mareen Niemann blieb genau fünf Jahre, dann kam Annegret Jung (seit 1992: Wohlberg) nach Wendeburg. Die neue Apothekerin hatte als Vertretung die Leute bereits kennengelernt. Mit besonderer Freude reagierte sie auf das an sie gerichtete Angebot, die Apotheke als Pächterin zu übernehmen. Die selbstständige Leitung einer Apotheke ist Aufgabe und Verpflichtung zugleich. Die Verwirklichung selbstgesteckter Lebensziele und das verantwortungsvolle Handeln gegenüber den hilfsbedürftigen Menschen bringt es mit sich, dass ein Vertrauensverhältnis entsteht. Man kennt seine Sorgenkinder, es entwickeln sich Freundschaften. Persönliche Beratung spielt besonders in einer Landapotheke eine große Rolle. Durch berufliche Weiterbildung qualifizierte sie sich 1990 zur Offizin-Apothekerin. Ihre Vorliebe lag bis zu ihrem Eintritt in den Ruhestand am 31.03.2008 aber auch auf weiteren Gebieten, wie der Phytotherapie (= Pflanzenheilkunde), der Homöo-

pathie, sowie der Bach-Blüten-Therapie und der Spagyrik nach den Grundlagen von Paracelsus.

Die Apotheke Wendeburg heute

Als sie in ihrer baulichen Gestaltung nicht mehr den Vorschriften der Apothekenbetriebsordnung entsprach, ließ Melanie Rülle, als Verpächterin, mit Hinweisen der Apothekerin umbauen. Der für die Kundschaft zugängliche Bereich wurde durch Freilegung des alten Fachwerks optisch erweitert. Eine Schub-Schrank-Anlage mit computerlesbaren Bestellkarten wurde eingerichtet und damit die Basis für das heutige Bestell-System gelegt. Mittels Datenleitungen zu den pharmazeutischen Großhandlungen werden die benötigten Medikamente dort direkt bestellt. Die Auslieferung erfolgt umgehend. Die große Zahl der verschreibungs- oder apothekenpflichtigen Fertig-Arzneimittel reicht auch in der heutigen Zeit nicht aus. Dann verschreibt der Arzt eine spezielle Rezeptur, die in der Apotheke aus den erforderlichen Rohstoffen handwerklich hergestellt wird. Die Anzahl der so gefertigten Präparate nimmt gegenwärtig, nicht zuletzt aus Kostengründen, wieder einen größeren Umfang an. Voraussetzung dazu ist, wegen der Arzneimittelsicherheit, eine ausführliche Prüfung und Dokumentation der Ausgangsstoffe. Neue Geräte erleichtern die zeitaufwendige Tätigkeit.

Die Apothekerin Anne-Kathrin Bartels – sie ist zertifiziert für Homöopathie, Naturheilverfahren und Ernährungsberatung – versieht seit dem 01.04.2008 mit ihrem Team die ordnungsgemäße Versorgung der Bevölkerung mit Arzneimitteln. Inzwischen, ab 01.04.2011, ist sie Eigentümerin der Apotheke. Neben der zuvor-kommenden, freundlichen Bedienung und Beratung gehört eine gute zeitliche Präsenz und auch der Botendienst zum selbstverständlichen Leistungsumfang, wie auch die Internetseite „www.apotheke-wendeburg.de“ mit ihren Diensten dazugehört. Die Apotheke Wendeburg ist ein bedeutender und selbstverständlicher Teil des täglichen Lebens im Ort, seit 150 Jahren und in der Zukunft. (Abb. 3)

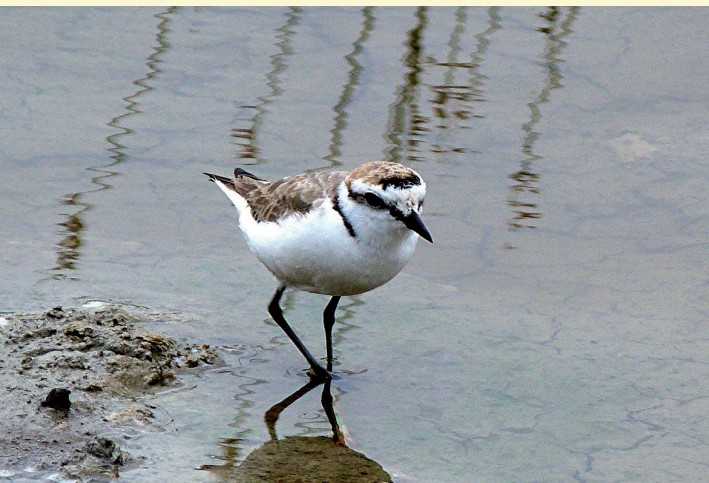
Literatur: Brautlecht, Julius: Pathogene Bacteriaceen im Trinkwasser bei Epidemien von Typhus abdominalis. - In: Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. Bd. 84, H. 1, 8.4.1881, S. 80-86. Blasius, Rudolf: Julius Brautlecht, Apotheker in Wendeburg. - In: 4. Jahresbericht des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig für die Vereinsjahre 1883/84 bis 1885/86. Braunschweig, 1887, S. 207-212. Kern, Walter (Hrsg.): Die Apotheke in Wendeburg bei Braunschweig. - In: Geschichte der Apotheken des Landes Braunschweig. Braunschweig, 1941, S. 7-15. Schlue, Heinrich: Der Wendeburger Apotheker Julius Brautlecht. - In: Heimatbote des Landkreises Braunschweig, 1960, S. 87-90. Ahlers, Rolf: Die Apotheke in Wendeburg, 130 Jahre im Dienst der Gesundheit. - Wendeburger Heimatkunde Heft 6, Wendeburg, 1993. - Archivgut: Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel, Sign.: 12 Neu 13, 903-906; 111 Neu 49; 126 Neu 3078.-

Der Seeregenpfeifer – ein äußerst seltener Durchzügler im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche

Text und Fotos von Rolf Jürgens

Das Vorkommen des Seeregenpfeifers beschränkt sich in Deutschland auf die Küstengebiete. Er ist sehr selten und ist gelegentlich als Durchzügler im Wasservogelreservat zu beobachten. Ich habe diesen zierlichen Regenpfeifer nur zwei Mal im Teichgebiet des Wasservogelreservates sehen können, und zwar am 14. Mai 1991 in voller Farbenpracht und am 26. September 1995 schon im Schlichtkleid. Die Regenpfeifer hielten sich nur etwa 10 Minuten auf und suchten in den seichten Flachwasserzonen und im Schlick nach Nahrung. Dann zogen sie aber auch schon wieder eiligst weiter.

Der Seeregenpfeifer unterscheidet sich vom Sandregenpfeifer dadurch, dass bei ihm vom Kropfband nur dunkle Flecken an den Seiten des Halses zu sehen sind.



Schnabel und Füße erscheinen schwarz. Der Seeregenpfeifer kommt an der Nordsee und auf den ostfriesischen Inseln vor. Ansonsten ist er an allen Küsten Europas anzutreffen. In den südlichen Gebieten kommt er ganzjährig vor. Die Vögel aus dem Norden ziehen im Winter nach Südeuropa und Nordafrika. In der ersten Aprilhälfte kommen sie aus den Überwinterungsgebieten zurück, und das Männchen baut das zu einer Mulde ausgebaute Nest auf einer Sand- oder Kiesbank.

Während meiner Tätigkeit als Vogelwart auf der Insel Amrum habe ich den Seeregenpfeifer brütend in der Gesellschaft von brütenden Zwergseeschwalben feststellen können. Die zwei bis drei Eier werden von beiden Partnern abwechselnd in etwa 20 bis 25 Tagen ausgebrütet. Junge, flügge Seeregenpfeifer suchen am Spülsaum ihre Nahrung, welche aus Weichtieren, Insekten und deren Larven besteht. Auch die Altvögel haben das gleiche Nahrungsspektrum. Auf feuchten Sandböden, Moraststellen und Schlickflächen trampeln die Vögel mit den Füßen umher und treiben so ihre wirbellosen Nahrungstiere förmlich aus dem Boden.

Der Seeregenpfeifer ist vor allem auf Primärdünen und Sandgebiete angewiesen. Leider aber ist er durch den Verlust an geeigneten und ungestörten Lebensräumen infolge von Küstensicherungsmaßnahmen in seinem Bestand hochgradig bedroht. Deshalb ist es besonders wichtig, Sandbänke und Primärdünengebiete zu sichern und zu entwickeln und damit seinen Lebensraum zu erhalten. Der Seeregenpfeifer ist regelmäßig Brutvogel in Niedersachsen. Er brütet ausschließlich in der Region der Watten und Marschen, die Mehrzahl auf den Inseln, wenige an der Festlandsküste und in den Flussmündungsgebieten.

Die Zahl der Durchzügler ist gering, auf dem Zug jedoch gelangt der Seeregenpfeifer vereinzelt ins Binnenland. Der Wegzug beginnt meistens von Juli bis Oktober, und der Heimzug geht von Mitte April bis in den Juni hinein. In Niedersachsen wurden 1992 nur noch 56 Brutpaare festgestellt. Im gesamten Großraum Braunschweig ist der Seeregenpfeifer ein sehr seltener Gast. Bis Ende der 1970er Jahre stammen alle bekannten Nachweise vom Heerter Klärteich (Jung, Klaus; 1971), (Lampe, Heinrich; Hügellandkartei). Aus diesem Gebiet wurden als bisherige Höchstzahlen zwei Männchen und ein Weibchen (Becker, Peter; 1979) sowie von Krott am 01.07.1978 drei noch nicht voll entwickelte Exemplare genannt. Wie eingangs bereits erwähnt, konnte ich dann 1991 und 1995 auch im „Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche“ jeweils einen Vogel feststellen. In neuerer Zeit wurde der Seeregenpfeifer auch im Jahre 2011 festgestellt.

Literatur:

Zang, Herwig; Großkopf, Gerhard; Heckenroth, Hartmut (1993): Die Vögel Niedersachsens B, H. 2.5, S. 80-91.

Oldekop, Werner; Hermenau, Bernd; Melchert, Friedmund (2006): 25 Jahre systematische Limikolenzählung in den Braunschweiger Rieselfeldern von 1980-2004, Milvus, 24. Jahrgang, 2006, S. 25-46.

Oldekop, Werner: Avifaunistischer Jahresrückblick auf 2005 für die Umgebung Braunschweig, Milvus, 24. Jahrgang, 2006, S. 1-23.

Berndt, Rudolf; Rehfeldt, Gunnar; Reimers, Ulrich: Braunschweigische Beiträge zu Faunistik und Naturschutz Braunschweig, Milvus, 4./5. Jahrgang, 1988, S. 60-61.



Braunschweigische Heimat

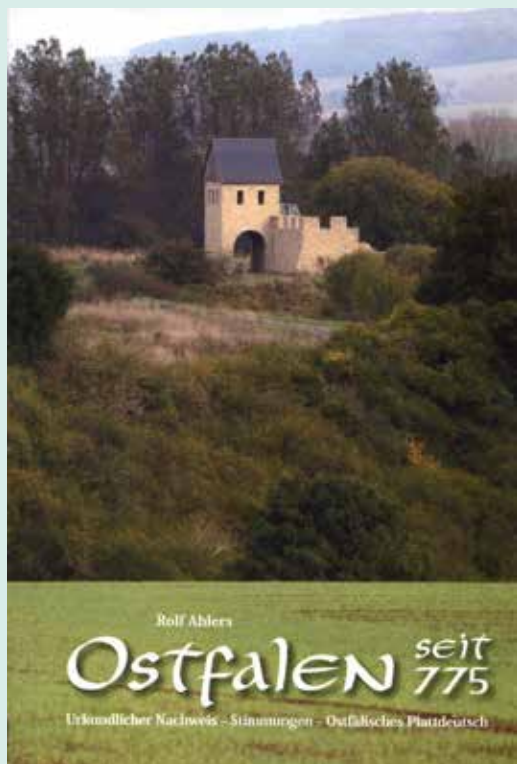


Aus dem Inhalt:

Oberregierungs- und Baurat
Gottfried Hartwig

Frühe Eisenbahngeschichte
im Braunschweiger Land

1914 - ... und plötzlich brach
der Weltkrieg aus...



Ostfalen – seit 775 Urkundlicher Nachweis – Stimmungen – Ostfälisches Plattdeutsch

Das Landschaftsgebiet „Ostfalen“ und die Bevölkerungsbezeichnung „Ostfalen“ sind begrifflich im Jahr 775 mit einem großen Ereignis in die Geschichte eingetreten. Es waren unruhige Zeiten mit gewaltsamen Auseinandersetzungen, Karl der Große behielt schließlich die Oberhand und die Sachsen mit Hessi als Stammesführer ließen sich in Ohrum an der Oker taufen. Nachdem in späterer Zeit der Begriff „Ostfalen“ außer Gebrauch gekommen war, machte ihn auch die Sprachwissenschaft neu bekannt. Das ostfälische Sprachgebiet ist eines der niederdeutschen Sprachgebiete, die sich über Norddeutschland erstrecken. „Niederdeutsch“ ist der wissenschaftliche Fachbegriff, während „Plattdeutsch“ der Praxisbegriff ist.

Ostfalen ist das Gebiet und Ostfalen sind die Personen, die sich an der heimischen Sprache als eigenem Kulturgut erfreuen. Sprache ist Sprechen, Sprache ist aber auch Aufschreiben und Selberlesen und Vorlesen. Dazu dienen Geschichten und Gedichte aus über 150 Jahren in ostfälischem Plattdeutsch, die einen Einblick in die jeweilige Gegenwart erlauben.

Herausgeber: Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V. / Autor und Bearbeiter: Rolf Ahlers, Wendeburg, Gemeindeheimatpfleger / Gestaltung: Uwe Krebs / Verlag Uwe Krebs, 38176 Wendeburg, 2014. / ISBN 978-3-932030-65-9 / 176 Seiten, Preis: 15,- Euro.

Inhalt

- 3 Velpke – ein „wendisches Rundlingsdorf?“
- von Wolfgang Meibeyer
- 7 Die Motte zu Wipshausen - Der älteste Burghügel im Peiner Land - von Jens Koch
- 8 Oberregierungs- und Baurat Gottfried Hartwig - Heimatverbundenheit, Verantwortungsbereitschaft und Enttäuschungen im höheren braunschweigischen Staatsbaudienst zwischen 1920 und 1953 - von Falko Rost
- 14 Frühe Eisenbahngeschichte im Braunschweiger Land - von Manfred Gruner
- 19 Das Grubenunglück von Lengede – Nachbetrachtungen - von Johannes Fischer
- 23 Fritz Bauer und die „Justitia“ von Bodo Kampmann - von Gerd Biegel
- 25 Als Schapen noch einen „richtigen“ Bahnhof hatte - von Horst Schmidt
- 28 1914 – ... und plötzlich brach der Weltkrieg aus - Der Anfang vom Ende des Herzogtums Braunschweig - von Ernst-August Roloff
- 30 Brief des Missionars Ludwig Stobwasser an den Steuerrat Friederich Langerfeldt - von Otto Pflingsten
- 32 Vogelkundliche Besonderheiten im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche im Jahr 2014 - von Rolf Jürgens

Abbildungen auf der Titelseite

Abb. oben rechts: Ausschnitt aus „La Tapisserie de Bayeux“, Edition ville de Bayeux, [ohne Jahr]. Links: Angriff auf Dinan. Rechts: Der Herzog der Bretagne kapituliert und übergibt dem Herzog der Normandie die Schlüssel auf der Spitze einer Lanze. (Seite 7)

Abb. mitte: Der historische Ortskern von Velpke mit der St. Andreaskirche 2013. Luftbild von Dieter Heitefuß.

Abb. unten links: Ansicht Neubauernhof „Typ Barnstorf“, 1937. (Seite 12)

Abb. unten mitte: Ein Ausflugszug fährt 1970 durch die Schapener Feldmark. (Seite 25)

Abb. unten rechts: Das Herzogspaar beim Einzug in das Residenzschloss am 3. November 1913. (Seite 28)

Impressum:

Herausgeber:

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V. www.bs-heimat.de

Vorsitzender:

Dieter Heitefuß
Buchfinkweg 10
38122 Braunschweig
vorsitzender@bs-heimat.de

Redaktion:

Rolf Ahlers
Wendezeller Ring 10
38178 Wendeburg
heimat@bs-heimat.de

Layout & Gestaltung:

Johanna Hermann
www.RaumKunstLicht.de
mail@RaumKunstLicht.de

Druck und Bindung:

Onlineprinters GmbH
Rudolf-Diesel-Straße 10
91413 Neustadt a. d. Aisch

Mitgliedsbeitrag: pro Jahr 25,- €

Schüler und Studenten auf Anfrage
Bankverbindung:
Braunschweigische Landessparkasse
Konto 111 690 BLZ 250 500 00
IBAN: DE19 2505 0000 0000 1116 90

Braunschweigische Heimat ISSN 2198-0225

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion und des Vereins wieder.

Velpke – ein „wendisches Rundlingsdorf“?

Text von Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer

Velpke ist der stattliche Hauptort der gleichnamigen Samtgemeinde zwischen der Volkswagenstadt Wolfsburg und dem gleich hinter der Grenze zu Sachsen Anhalt gelegenen Städtchen Oebisfelde. Sein früher Aufstieg zur ländlichen Gewerbe- und Dienstleistungsgemeinde geht zurück bis ins 17. Jahrhundert, als ein aus Sachsen zugewanderter Steinmetzmeister um 1630 Bedeutung und Nutzbarkeit der dort anstehenden Sandsteinvorkommen erkannte. Daraus war bereits am Ende des 18. Jahrhunderts in Velpke ein blühender Wirtschaftszweig entstanden. Doch nicht von dieser neuzeitlichen Entwicklung des Ortes soll im Folgenden die Rede sein, sondern von einer anderen Auffälligkeit Velpkes, nämlich dem besonderen Grundrissbild, das seinen alten, bis ins Mittelalter zurückreichenden bäuerlichen Dorfkern noch immer kennzeichnet. Es geht um den heute „Marktplatz“ genannten Ortsbereich bei der evangelischen Kirche. (Abb. 1, siehe: Titelseite dieses Heftes)

Das Flugbild offenbart trefflich diese markant hervortretende historische Dorfanlage mit ihrem zentral bestimmten, etwa 230 m langgestreckten und bis zu 40 m breiten Innenraum oder Dorfanger sowie dem an seinem südwestlichen Ende gelegenen alten Kirchenbau. Rundherum ordnen sich die (ehemaligen) länglichen Bauernstellen mit ihren schmalen Frontseiten auf den geräumigen Platz ausgerichtet an. Ältere Bauernhäuser gibt es schon lange keine mehr. Die letzten der traditionellen Fachwerk-Hallenhäuser haben schon kurz vor 1900 neueren Hofanlagen mit Steinbauten weichen müssen. In die hügelige Landschaft eingebettet liegt dieser alte Dorfteil innerhalb einer vom Tal des weiter südlich vorbeilaufenden Katharinenbaches (auch Mühlenriede genannt) nischenartig nach Norden hin ausgreifenden sanften Einmündung, welche ein kleiner Bach parallel zum Dorfanger östlich von diesem durchfließt.

Diese Auffälligkeit, die das Dorf Velpke hinsichtlich seines bemerkenswerten Ortsgrundrisses von seinen unmittelbaren Nachbarorten unterscheidet, erregte schon frühzeitig besonderes Interesse. Als „langgestreckten wendischen Rundling“ bezeichnete es P. J. Meier 1896 und spielte damit auf diese im nördlich gelegenen Vorsfelder Werder verbreitete, damals noch den Wenden (Slawen) als volkstypisch zugesprochene Rundlings-Ortsform an. R. Andree war derselben Ansicht und konnte sogar einen (einzigen) wohl wendischen Flurnamen (Breitsche) dort anführen. Beide beriefen sich auf die früheste Vermessung und kartographische Aufnahme von Velpke und seiner Gemarkung durch die Braunschweigische Generallandesvermessung (GLV) aus dem Jahre 1756.

Dieser vermeintliche Rundlingsgrundriss ist nun Gegenstand der folgenden Überlegungen. Ein Blick auf den Rundling Bergfeld im Vorsfelder Werder soll zunächst einmal beispielhaft die charakteristischen Merkmale dieser Dorfform überhaupt vermitteln. (Abb. 2) Die wie gewöhnlich kleine halbrund-hufeisenförmige Ortslage weist einen sackgassenartigen Innenraum auf, um den sich die älteste Generation von Höfen - hier sechs jeweils eine Hufe Landes besitzende



Abb. 2: Ortslage des Rundlingsdorfes Bergfeld im Vorsfelder Werder 1758 mit den Höfeklassen. Farben wie bei Abb. 3; Umzeichnung.



Abb. 3: Ortslage von Velpke 1756 mit Brandversicherungsnummern und farblicher Kennzeichnung der Höfeklassen: rot = Ackerleute, gelb = Halbspänner, grün = Großkötner, blau = Kleinkötner, violett = Pfarrgut und Schule; Umzeichnung.

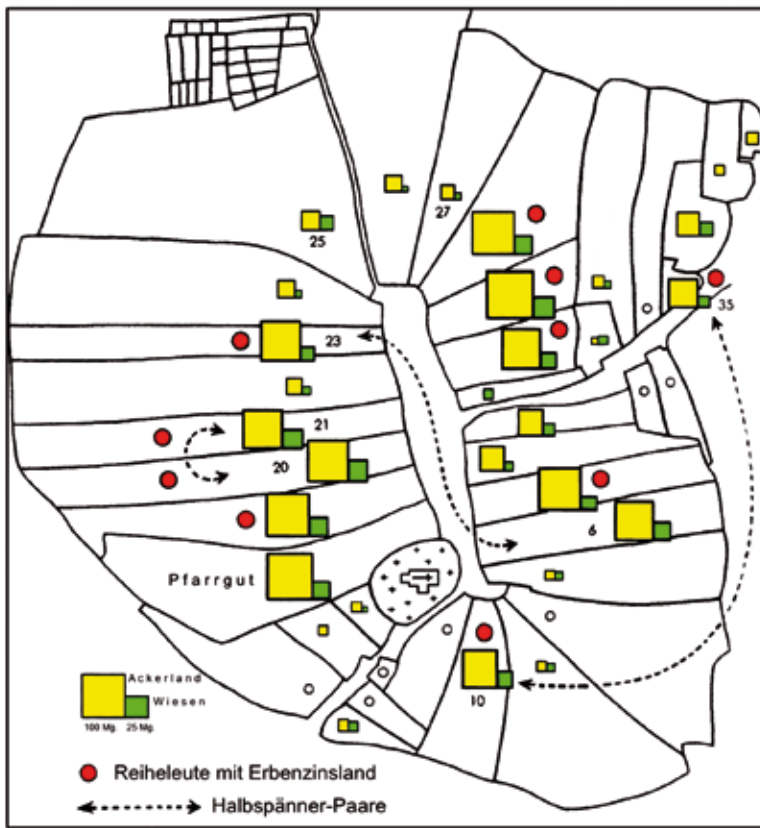


Abb. 4: Ortslage von Velpke mit Eintragung des Flächenbesitzes der Höfe an Acker- und Wiesenland sowie der Reiheleute mit Erbenzinsland des Klosters St. Ludgeri in Helmstedt und der Halbspänner-Paare.

große sogenannte Ackerhöfe – mit ihren typisch keil- oder sektorenförmig ausgebildeten Hofplätzen gruppiert. Innerhalb dieses Höferunds liegt dem Dorfeingang gegenüber als siebter der durch doppelten Landbesitz privilegierte Ackerhof des Dorfschulzen. Erst an den Rändern des Hufeisens folgen beidseitig

das dortige größere „Sandfeld“. Hier sind „buten Dorpes“(!) weitere Hofstellen gleichsam separat angesiedelt worden.

Trotz der angemerkten unübersehbar rundlingähnlichen Elemente in diesem alten Velpker Ortsgrundriss bestehen dennoch Zweifel, seine Entstehung den Rundlingsdörfern des 12. Jahrhunderts überhaupt an die Seite zu stellen: Es findet sich nämlich für die hier angetroffene Lagesituation der beiden Rundlingsformen sowohl zueinander als auch hinsichtlich ihrer spezifischen topographischen Orientierung unter der großen Vielzahl von Rundlingen im östlichen Niedersachsen und der Altmark kein analoger oder überhaupt vergleichbarer Fall. Argumentativ schwerwiegender ist aber, dass in den beiden Velpker Bogengruppen nicht die Hofplätze der älteren „Reiheleute“ (Ackerleute, Halbspänner) bestimmend sind – wie sonst üblich (vergleiche Bergfeld, Abb. 2) –, sondern jüngere zumeist erst nachträglich angesiedelte Stellen (Großkötner, Kleinkötner) vorherrschen. (Abb. 3) Das könnte bedeuten, dass diese Bogengruppen als womöglich erst später gebildete Bestandteile des auf den ersten Blick doch recht geschlossen planmäßig wirkenden Gesamtgrundrisses in Betracht zu ziehen wären. Um das zu klären, ist dem historischen Werdegang der Höfe hinsichtlich ihrer Struktur und Altersstellung in Ort und Flur nachzugehen.

Bereits anlässlich der Ersterwähnung des Dorfes um 1150 erfährt man von zehn Hufen (entspricht hier Ackerhöfen) in „Vilebeke/Vilebeze“. Sie befanden sich im Besitz des St. Ludgeri-Klosters in Helmstedt. 1224 wurde diese Anzahl noch einmal bestätigt, daneben auch die bereits erfolgte Halbierung von mindestens einer Hufe (eines Ackerhofes) mitgeteilt. Für die Zeit danach fehlt es an Angaben zu Alter, Zahl und Struktur der Velpker Hofstellen bis ins 17. Jahrhundert, wohl weil das Dorf grundherrlich stets in einer Hand verblieb und daher keine Notwendigkeit bestand, über Details zu berichten. Wenn auch nur spärlich vorhanden, so sind aber dennoch mancherlei Informationen hilfreich, die sich neben Vergleichsbetrachtungen mit Nachbarorten vor allem aus den bei der Vermessung (GLV) 1756

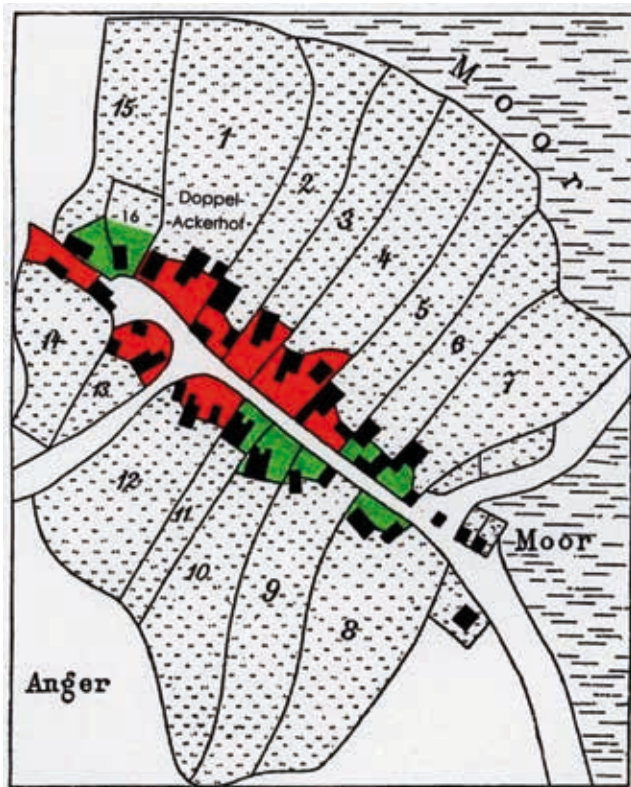


Abb. 5: Ortslage von Reislingen 1758, entnommen aus R. Andree, 1901: Fig. 174, S. 510, verändert, Einfärbung der Höfe-Klassen wie Abb. 3 durch Verfasser.

entstandenen Unterlagen gewinnen lassen, zu denen auch die damalige Kartierung der Feldflur gehört. Diese besteht aus zwei durch die Dorflage getrennten großen Feldkomplexen. Der westliche, das „Hellwinkel-Feld“ mit den ertragreicheren Ackerböden, liegt in drei Zelgen (Zelgenstruktur = Dreifelderwirtschaft) gegliedert vor. Nur dort verfügte das Ludgeri-Kloster neben dem sonst alleinigen Grundherrn des Dorfes auf Rittergut Büstedt über etwa ein Drittel des Bodens als Erbenzinsland (Ausnahme: der nachgerodete „Wiedbrucher-kamp“), – wohl noch ein Rudiment seiner Besitztradition aus dem 12. Jahrhundert. Eine weitere Besonderheit ergibt sich aus dem Landbesitz, der dort fast ausschließlich dem Pfarrgut sowie den fünf Ackerhöfen und sechs Halbspännern vorbehalten war. Da nur diese Reihelente über klösterliches Erbenzinsland verfügten, geben sie sich auch als Nachfolger der um 1150 für Velpke genannten zehn Hufen zu erkennen, und darüber hinaus erweist sich das „Hellwinkel-Feld“ zugleich als die damals dem Kloster gehörige Velpker Feldflur. Nur drei Großkötner (Nr. 3, 25, 27) verfügten in minimalem Umfang über Land im „Hellwinkel-Feld“ (ca. 1,7 %).

Gänzlich zelgenfrei hingegen ist das östlich gelegene, etwa doppelt so große „Sandfeld“ mit seinen kargen Ackerböden. Hier waren nun aber sämtliche Höfe des Dorfes beteiligt. Die Größenanteile der Reihelente entsprachen dabei proportional jeweils in etwa auch ihrem Landbesitz im „Hellwinkel-Feld“. Zu beachten ist, dass der im Vergleich zu dem der Reihelente ohnehin untergeordnete Landbesitz der Kötner – hinsichtlich seiner räumlichen Verteilung betrachtet – kaum einmal im Gemenge liegt mit dem der Reihelente, sondern sich fast nur separat in randlichen Lagebeziehungen dazu vorfindet. Deswegen kann das Kötnerland nicht von irgendwelchen vermeintlichen aufgelassenen und aufgeteilten ehemaligen Althöfen stammen, sondern erscheint als erst nachträglich urbar gemacht. Davon ausgehend sind die zugehörigen Kötnerhöfe mit Gewissheit als jüngere Nachsiedler im Ort anzusehen.

Als weitere Schlussfolgerung ergibt sich daraus, dass das „Sandfeld“ nicht als wüstgefallene Feldmark eines oder mehrerer dort ehemals bestandener Dörfer anzusehen ist, deren Bewohner womöglich nach Velpke umgesiedelt und am Ausbau dort beteiligt gewesen sein könnten. Vermeintliche von dem Braunschweiger Laienforscher Friedrich Brandes 1956 dort entdeckte und vorgeblich sogar durch (nicht mehr nachprüfbar) Scherbenfunde bestätigte Wüstungen haben sich auch nach mehrfacher intensiver Nachsuche im Gelände 2013 gar nicht verifizieren lassen. Die vorgefundenen homogenen Landbesitzstrukturen sprechen ebenfalls dagegen. Das „Sandfeld“ ist keine ehemalige Wüstungsflur, sondern stellt sich als noch mittelalterlich von Velpke aus urbar gemachter Ausbau dar, der zelgenfrei extensiv in Wechselwirtschaften neben dem angestammten „Hellwinkel-Feld“ beackert wurde. Auch eine auf diesem von Brandes auf Grund von Flurnamen ortsnah behauptete Wüstung „Ricksrode“ sowie noch eine weitere (Namensnennung bei der „Roden Möhlen“) haben sich als nicht nachvollziehbar erwiesen.

Da die Velpker Kötner wie gezeigt nicht etwa durch Aufteilung älterer Ackerhöfe o. ä. entstanden sind, sondern sich klar als spätere Nachsiedler herausgestellt haben, können auch beide rundlingsähnlichen Bogengruppen innerhalb der

Ortslage – wie schon zuvor gemutmaßt – gar nicht ursprünglich sein, sondern verdanken ihre Entstehung erst einem späteren Ausbau des Dorfes. Demzufolge hat Velpke gar nichts mit einem wirklichen Rundlingsdorf aus dem 12. Jahrhundert zu tun! Seine Ortsform mit dem markanten zentralen Anger ist in der vorliegenden Gestalt also erst sekundär entstanden. Um ihre ältere Vorform herauszufinden, sind innerhalb der Ortslage vor allem die Strukturen und Lagebeziehungen der Althöfe, die Reihelente also, vertiefter Betrachtung zu unterziehen. (Abb. 3)

Es gab 1756 im Dorf fünf Ackerhöfe mit durchschnittlich 111 Morgen Ackerland. Ein früherer sechster ist älteren Berichten zufolge vom Grundherrn zum Pfarrgut (116 Morgen) bestimmt worden. Die sechs Halbspänner sind durch Teilung zu unbekannter älterer Zeit aus drei Ackerhöfen hervorgegangen. Dass die drei Halbspänner-Paare (Nr. 6+23), (Nr. 10+35) und (Nr. 20+21) jeweils aus einem ehemaligen Ackerhof durch Halbierung entstanden sind, wird durch die mehrfachen Nachbarschaftslagen ihrer Besitzparzellen in Acker- und Wiesenland (sogenannte Flurkorrespondenz) exakt belegt. (Im Unterschied zu den ersten beiden liegen die Hofplätze der Halbierungspartner nur in dem einzigen Falle von (Nr. 20+ Nr. 21) im Dorf direkt nebeneinander. (Abb. 3). Bei der sich durch Addition (Pfarrgut plus 5 aktuelle Ackerhöfe plus 6 halbe Ackerhöfe) für das Dorf so ergebenden Gesamtzahl von insgesamt nur neun Ackerhöfen, vermisst man im Vergleich mit der um 1150 als Klosterbesitz dort genannten Hufenzahl einen zehnten Ackerhof. Eine Überprüfung der hofweisen Ackerbesitzungen im „Hellwinkel-Feld“ erweist jedoch, dass Nr. 20 und Nr. 21 gemäß ihren dortigen Besitzgrößen falsch bezeichnet und anstatt als Halbspänner in Wirklichkeit als volle Ackerhöfe einzustufen gewesen wären. (Beide waren zeitweilig in einem doppelten Hufenhof vereinigt und wurden nach dessen Aufteilung unzutreffend als Halbspänner benannt.) De facto liegen also doch wie um 1150 insgesamt zehn Vollhufenstellen vor. Damit besteht Höfe-Kontinuität im Dorf zwischen der Zeit um 1150 und der 1756 vorliegenden Ortssituation. Das eröffnet die Möglichkeit einer retrospektiven Analyse des vorliegenden Grundrisses. Abbildung 4 gibt alle Stellen mit der Größe ihres Besitzes an Acker- und Wiesenland wieder. Im Dorfgrundriss ordnen sich die Höfe der großen Reihelente zusammen mit dem Pfarrgut in fast ununterbrochener Reihung zeilenartig beiderseits des Dorfangers an – mit der einzigen Ausnahme des Halbspännerpaares Nr. 10 (in der südlichen Bogengruppe) und Nr. 35. Letzterer wohnte überhaupt in Bahrndorf und besaß nur noch einen ganz kleinen Platz „vor dem Dorfe“. Von dem anderen Paar (Nr. 6 und 23) befindet sich Nr. 6 am Rande der südöstlichen Zeile, und den geräumigen Platz neben seinem Halbspänner-Partner Nr. 23 besetzt ein Großkötner. Drei Kötnerhöfe liegen schließlich beiderseits des östlichen Dorfweges. (Abb.3).

Aus der räumlichen Anordnung der zehn Alt-Vollhufen ergibt sich das Bild des um 1150 aktuellen (und wahrscheinlich ursprünglichen!) Ortsgrundrisses von Velpke als zweizeilige Straßenanlage – vielleicht mit einem stumpfen Ende aber ohne sektorenförmige Bogengruppe. Ähnliche oder vergleichbare „geregelt“ Ortsformen finden sich bei den Nachbardörfern, u. a. in Wahrstedt und Meinkot (s. Ortsformen-

übersicht bei H. Pohlendt, 1957). Als ein analoges Beispiel dafür mag das bereits von R. Andree 1901 publizierte, nur 7 km entfernte Reislingen gelten. (Abb. 5)

Der seit dem hohen Mittelalter abgelaufene Werdegang Velpkes ist wegen Mangels an detaillierten Quellen freilich nur überblicklich und skizzenhaft darstellbar: Der romanische Turmbau sowie das alte Kirchenpatronat weisen auf eine von Seiten der Grundherrschaft unternommene Gründung der Andreaskirche mit dem Kirchhof am südlichen Rand des Dorfes bzw. der westlichen Höfezeile wohl noch im 13. Jahrhundert hin. Zuvor war das Dorf zusammen mit Meinkot kirchlich von Bahrndorf aus betreut worden. Als Lehnsgut der braunschweigischen Herzöge war Velpke vereint mit Wahrstedt und Büstedt in den Besitz verschiedener aufeinander folgender ministerialadliger Ritterfamilien gelangt, die auf der Burg Oebisfelde ansässig waren. Für den Unterhalt des Pfarrers soll auch der Ackerhof daneben als künftiges Pfarrgut von einer dieser Ritterfamilien erworben und eingerichtet worden sein, die auch in der Folgezeit selbständig über das Dorf zu bestimmen hatten. Dieses dürfte bis etwa 1340, d. h. vor dem Einsetzen der großen Wüstungsperiode vor allem in Folge der Pestumgänge, Verschlechterung der Witterung und der Agrarkrisen, mit dem Zugang der Kötnerstellen noch beträchtlichen Zuwachs erfahren haben. (Die Datierung der 1366 in Reislingen genannten sechs Kötner wird man in etwa auch für diejenigen in Velpke gelten lassen dürfen).

Gewiss ist, dass es zu einer geplant durchgeführten Ausoder Umgestaltung Velpkes und damit zu der Grundrissanlage gekommen ist, so wie sie etwa seit 1756 vorliegt. Da jegliche Überlieferung über deren Ablauf, Zeit und Initiatoren fehlt, kann darauf im Folgenden nur durch Interpretation des Vorgefundenen annähernd geschlossen werden: Dass die Vorgänge wohlgeordnet und planvoll geregelt abgelaufen sein müssen, ergibt sich wie selbstverständlich schon aus der rationalen Geometrie der Hofplatzgestaltung vor allem in den beiden dabei überhaupt erst zu Stande gekommenen Bogengruppen, durch welche das Dorfinnere, der geräumige Dorfanger, rundum gänzlich abgeschlossen wurde. Die bereits angemerkte auffällig enge Bemessung der beiden Zuwege könnte ebenfalls daran denken lassen, dass hier gezielt die Möglichkeit einer Abschliefung des Ortes nach außen hin im Sinne eines Schutzbedürfnisses angestrebt wurde. Veranlassung dazu könnten spätmittelalterliche Fehden gegeben haben, in welche nach Theodor Müller, 1914 auch die Oebisfelder Burgherren wiederholt involviert waren. Das benachbarte, zeitweise wüste Danndorf fiel bei einer solchen wohl 1464 der Zerstörung anheim. Ein entsprechender Datierungsansatz im 15. Jahrhundert liegt auch für die Vorgänge in Velpke durchaus im Bereich des Wahrscheinlichen. Beobachtungen bei der im Folgenden noch kurz zu analysierenden Topographie-Entwicklung einiger Halbspännerstellen sprechen für eine Zeitstellung in jedem Falle erst während der fortgeschrittenen Wüstungsperiode. Verschiedene topographische Merkmale sowie das Überwiegen von Kleinkötnerstellen in der südlichen Bogengruppe bei der Kirche könnten durchaus ein Hinweis darauf sein, dass diese etwas später als die nördliche angelegt worden ist. Gar nichts Konkretes ist quellenmäßig herauszufinden über die Initiatoren der ab-

gelaufenen Gestaltungsvorgänge. Jedenfalls konnten diese nicht von Seiten der Dorfgemeinschaft „einfach so“ realisiert werden ohne die Förderung oder zumindest die Billigung durch die Grundherrschaft, also durch jenes ministerialadlige Rittergeschlecht, welches zur fraglichen Zeit gerade auf Burg Oebisfelde ansässig war und deren Botmäßigkeit das Dorf unterstand.

Ein Blick ist noch auf die nördlich des Ostzugangs, also jenseits des Baches „vor dem Dorfe“ gelegene etwas abgesetzte Höfegruppe und die Hofplatz-Topographie der Halbspänner zu werfen. (Abb. 3) Formgebung und Lagebeziehungen ihrer Hofplätze weisen die Hofstellen Nr. 32 bis 38 augenscheinlich als nachträglich hinzugekommenes Element des Gesamtgrundrisses aus. Das bestätigt sich auch dadurch, dass die dortigen Stellen „buten Dorpes“ im 17. Jahrhundert dem Amt Bahrndorf unterstanden – im Unterschied zu den Höfen „binnen Dorpes“, um den Anger also, die verwaltungsmäßig sämtlich dem adligen Gericht Büstedt zugehörten. Es befinden sich dort Stellen von Groß- und Kleinköttern neben einer unscheinbaren Hausstelle des in Bahrndorf ansässigen Halbspanners Nr. 35. Dass dessen Halbspänner-Partner Nr. 10 als einziger Reihenhof in die sonst nur von Köttern besetzte Bogengruppe bei der Kirche geraten ist, lässt den Schluss zu, dass ihr gemeinsamer Ursprungsvollhof (Nr. 10+35) zur Zeit der Ausgestaltung des Altdorfes bereits geteilt war und beide Halbhöfe wüst lagen. Bei der Wiederbesetzung dieser beiden Wüsthöfe muss der frühere Hofplatz des Ursprungshofes bereits an Kötner (vielleicht Nr. 3 und Nr. 4) vergeben gewesen sein, sodass Nr. 10 außerhalb der Höfezeilen in der südlichen Bogengruppe bei der Kirche zwischen überwiegend jüngeren Stellen seinen Platz erhielt. Den anderen Halbhof übernahm ein Bahrndorfer Bauer. Dieser wurde anscheinend mit der o. a. kleinen Hausstelle Nr. 35 „vor dem Dorfe“ abgefunden. Im Grundsatz ähnlich ist auch die räumliche Trennung des Halbhöfe-Paares Nr. 6 und Nr. 23 zu deuten. Auch diese lagen damals als Teilhöfe vor, und Nr. 6 war wüst. Nr. 23 war jedoch existent und verblieb auf seinem Teilstück des nun geteilten alten Hofplatzes. Das andere Teilstück erhielt der Großkötner Nr. 23 und geriet so hinein in die Höfezeile der Reihelute. Bei seiner Wiederbesetzung fand Nr. 6 einen neuen Platz am äußersten südlichen Rand der östlichen Höfezeile neben Ackerhof Nr. 5.

Komplexer und in seinem Werdegang wesentlich komplizierter als es sein markanter Grundriss augenscheinlich erwarten lässt, hat sich hier Velpkes alter Ortskern dargestellt. Obgleich er auf den ersten Blick aussehen mag wie ein richtiger Rundling ist er tatsächlich aber nie einer gewesen!

Schrifttum und Quellen: Andree, Richard: Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. - Braunschweig, 1901 / Brandes, Friedrich: Die wüsten Dörfer des Amtsbezirks Vorsfelde. - Braunschweig, 1956. (Handschrift vervielfältigt) / Kleinau, Hermann: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. 2 Bde. - Hildesheim, 1967/68. / Meibeyer, Wolfgang: Die Rundlingsdörfer im östlichen Niedersachsen. Braunschweiger Geographische Studien 1, 1964. / Meier, Paul Jonas: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. - Wolfenbüttel, 1896. Müller, Theodor: Geschichte der Stadt und des Amtes Oebisfelde. - Oebisfelde, 1914. / Pohlendt, Heinz: Siedlungsentwicklung in historischer Zeit und heutiges Siedlungsbild. In: Der Landkreis Helmstedt (Amtliche Kreisbeschreibung). - Bremen-Horn, 1957, S. 103ff. / Ortsgrundrisse und zugehörige Unterlagen der GLV im Niedersächsischen Landesarchiv Staatsarchiv Wolfenbüttel. Bergfeld: K 5578 u. 20 Alt 34; Velpke: K 5905 u. 20 Alt 377.

Die Motte zu Wipshausen - Der älteste Burghügel im Peiner Land

Text von Jens Koch



Abb. 1: Ausschnitt aus „La Tapisserie de Bayeux“, Edition ville de Bayeux, [ohne Jahr]. Links: Angriff auf Dinan. Rechts: Der Herzog der Bretagne kapituliert und übergibt dem Herzog der Normandie die Schlüssel auf der Spitze einer Lanze.

Südwestlich des Wipshäuser Sportplatzes, gleich hinter dem Bach Erse, findet sich, verdeckt durch mächtige Eichen, eine frühe Burganlage aus dem 10. Jahrhundert. (Abb. 2) Ein noch immer imposanter Rundhügel, zu dessen Fuß sich ein ringförmiger Graben erstreckt, gehört zum frühesten mittelalterlichen Burgentyp, der so genannten „Motte“. Eine Motte (französisch „motte“ für „Klumpen“, „Erdsoße“) ist ein vorwiegend in Holzbauweise errichteter Burgtyp, dessen Hauptmerkmal ein künstlich angelegter Erdhügel mit einem meist turmförmigen Gebäude ist. Weitere deutsche Bezeichnungen sind Turmhügelburg, Erdhügelburg oder Erdkegelburg.

Das geschützte Bodendenkmal wurde schon Ende der 1980er Jahre vom Landesdenkmalamt in Hannover als „schönste Anlage dieser Art in Niedersachsen“ bezeichnet. Die Wipshäuser Motte wartet aber mit noch mehr Superlativen auf. Abgesehen von der Peiner Burgruine, ist es das größte obertägige Bodendenkmal in der Region, gleichsam die älteste Burganlage im Kreisgebiet. Eine zeitgenössische Bildquelle zu dem frühen Burgentyp stellt der berühmte, über 60 Meter lange Teppich von Bayeux dar, der aus der Zeit um 1070 stammt und normannische Belagerungsszenen von Motten abbildet. (Abb. 1)

Bereits vor etwa 40 Jahren versuchten einige Heimatfreunde, einen Bezug zum Ort Wipshausen zu beweisen. Man verglich Gesteinsproben der Motte mit dem Baugestein der Ortskirche. Der Versuch scheiterte jedoch, die Untersuchung erbrachte kein positives Ergebnis. In die Schlagzeilen geriet das Bodendenkmal Mitte der 1990er Jahre, als zwei Spaziergänger eine riesige Kopfloch-Grabung auf der Hügelspitze entdeckten. Der Landkreis erstattete Anzeige, eine Raubgrabung wurde vermutet. Jedoch klärte sich die Angelegenheit alsbald als harmloser Kinderstreich, denn einige junge Wipshäuser hatten das Areal als Abenteuer-Spielplatz erschlossen und sich lediglich einen größeren Erdbunker gegraben. Der Burghügel selbst stellt ohnehin kein archäologisches Funderwartungsgebiet dar, denn er

ist künstlich aufgeschüttet. Bestenfalls im umgebenen Ringgraben kam man mit wenigen Kleinfunden rechnen, jedoch dürften diese in kritischer Tiefe liegen, denn die Erse verläuft niedrig unter dem anstehenden Höhenwert. Eindringendes Grundwasser würde wohl jede Freilegung unmöglich machen.



Abb. 2: Die Wipshäuser Motte. (Foto: Jens Koch)

Über die Beweggründe, die unsere Vorfahren zur Anlage dieser Fluchtburgen führten, kann man nur mutmaßen. Unruhige Zeiten waren vorangegangen. Die schon andeuteten, gefürchteten Normannen-Einfälle sind bekannt. Aber auch die Slawen expandierten in dieser Zeit seit langem gen Westen, überquerten die Elbe und siedelten im Wendland. Sogar die Ungarn drangen bis zur Oker vor, das erwähnt die naturkundliche Chronik Nordwestdeutschlands für das 10. Jahrhundert. Ferner war in jener Zeit derart viel Wald abgeholzt worden, dass man manche Regionen wohl fast als Steppen ohne schützende Wälder ansehen muss.

Ein Besuch der Motte an der Erse ist jederzeit möglich, am Kindergarten in Wipshausen ist eine neue Umgebungskarte mit Hinweistafel angebracht, im Spätherbst ist die Anlage schon von weitem zu erkennen.

Oberregierungs- und Baurat Gottfried Hartweg

Heimatverbundenheit, Verantwortungsbereitschaft und Enttäuschungen im höheren

braunschweigischen Staatsbaudienst zwischen 1920 und 1953

Text von Falko Rost

Dem Sohn einer kinderreichen hochgestellten Beamtenfamilie im Herzogtum Braunschweig, Gottfried Hartweg, waren bereits bestimmte traditionelle Verhaltensweisen und Eigenschaften seiner Familie in die Wiege gelegt worden. Dazu gehörten Bescheidenheit, Staats- und Kirchentreue, unpolitische konservative Einstellung, Pflichtbewusstsein, Heimatverbundenheit und Verantwortungsbereitschaft.

Baurat (RBR) das Hochbauamt Blankenburg.

Schwierigkeiten mit der Staatsregierung traten erst 1933 nach der „NS-Machtübernahme“ auf. Im Zuge der „Gleichschaltung“ zog es der Vater einer fünfköpfigen Familie wie fast alle Kollegen vor, der möglichen Entlassung durch den Eintritt in eine NS-Organisation zu entgehen. Für die ihm fremde Ideologie verzichtete Hartweg auf kirchliche Ehrenämter, er wurde

jedoch nie Mitglied der NSDAP. Im weiteren Verlauf der Dienstzeit zeigte es sich, dass das NS-Regime wohl die Fähigkeiten des RBR und dessen Ehrgeiz bei der Mitarbeit von ihm zusagenden Aufgaben nutzte. Die Beförderung zum Oberregierungs- und Baurat (ORBR) wurde ihm jedoch verweigert.

Ab 5/1935 bis 10/1938 hatte er die kommissarische Führung der obersten Baubehörde des Freistaates Braunschweig inne, der Hochbau- und Siedlungsabteilung des Finanzministeriums. Es spricht für die Fähigkeiten des RBR, dass man ihm das umfangreiche Hochbau-, Siedlungs- und Maschinenbauwesen des gesamten Landes anvertraute. Dem Architekten war, soweit bekannt das „Neue Bauen“



Abb. 1: Gottfried Hartweg, 1953; Foto: unbekannter Fotograf, Nachlass Hartweg.

Nach seinem Examen 1914 hatte der 25-jährige begabte und ehrgeizige Diplomingenieur des Hochbaufaches offenbar den einzigen Wunsch, in den braunschweigischen Staatsbaudienst einzutreten. Das gelang ihm erst nach dem zweiten Versuch 1920. Diese von Hartweg so genannten „Herauswürfe“, denen in seiner etwa 40-jährigen Dienstzeit noch drei weitere folgten, veranlasste den späteren Pensionär (Abb. 1) zu einem skeptischen Rückblick. Der braunschweigische Staatsbaudienst, in dem er letztlich die höchste Position erreichen sollte, hätte ihn ungerecht, nicht seinen Fähigkeiten und Verdiensten entsprechend behandelt. Den Wechsel in eine andere Position als den Staatsdienst hat Hartweg aber soweit erkennbar nie angestrebt, obwohl die Unwägbarkeiten der behördlichen Personalpolitik ihm bekannt sein konnten.

Stationen im Staatsbaudienst

In der Zeit der „Weimarer Republik“ war er vom Freistaat Braunschweig, mit dessen meist sozialdemokratisch geführten Regierungen keine Differenzen auftraten, zügig befördert worden. 1923 bis 1934 leitete Hartweg als Regierungs- und

der 1920er Jahre fremd, es lag ihm das konservative Bauen im „Heimatschutzstil“. So konnte man ihn gewinnen, die vielen gemäß den Reichsgesetzen geförderten Kleinsiedlungskomplexe sowie alle bauerlichen Neu- und Umsiedlungen im Sinne des politisch motivierten „bodenständigen“ Bauens zu beeinflussen. „Ohne Dank“ wurde ihm die Stellung im Finanzministerium zugunsten des zum ORBR ernannten „alten Kämpfers“ Ahlborn aus Remscheid entzogen.

Die zugestandene Versetzung zum Vorstand des Hochbauamtes Wolfenbüttel überdauerte das Kriegsende 1945. Der RBR zog die Berufung als ORBR ins Reichsforstamt Berlin zurück, als ihm Ministerpräsident Klagges eine ähnliche Stellung im Zweckverband des 7/1941 gegründeten „Braunschweigischen Landeskulturverbandes“ zusicherte. Dem „Landesbaupfleger“ des Verbandes sollte u. A. die Förderung heimatlicher Bauweisen und Verbesserung des Landschaftsbildes obliegen. In dieser, aus Heimatverbundenheit angenommenen Position war der darin schließlich 5/1943 zum Oberbaurat (OBR) beförderte Hartweg bis 8/1951 tätig. Zusätzlich übertrug Klagges ihm jedoch Ahlborns

Dienstgeschäfte der Domänenbauabteilung des Landes Braunschweig. Ab 3/1944 war Hartweg, noch Vorstand im Hochbauamt Wolfenbüttel, darüber hinaus leitender Baubeamter für den Wiederaufbau bombengeschädigter Gebäude des Kreises.

Der 14.4.1945 bedeutete für Braunschweig das Kriegsende. Die alliierte Militärregierung setzte Hartweg zunächst anstelle Ahlborns zur Übernahme der Geschäfte der Hochbauverwaltung ein. Der ebenfalls neu eingesetzte letzte braunschweigische Ministerpräsident Schlebusch forderte Hartweg 5/1945 auf, sich wegen angeblich politischer Nähe zu Klagges jeder Amtshandlung zu entziehen. Die Suspendierung wurde bereits nach knapp zwei Monaten zurückgenommen. Im August d. J. übertrug man dem OBR die Wahrnehmung der Geschäfte des Referenten für die Hochbau- und Siedlungsabteilung, Hauptabteilung Technik im Staatsministerium. Dazu auch die einstweilige Belassung als Vorstand des Hochbauamtes Wolfenbüttel und die nebenamtliche Stellung beim Landeskulturverband. Nach Auflösung des Landes Braunschweig 11/1946 verfügte der Präsident des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig 7/1948 Hartwegs Planstelle als ORBR, als solcher wurde er 12/1949 ernannt. Damit hatte Hartweg sein Ziel erreicht, ordentlicher oberster Beamter der Staatshochbauverwaltung, nicht mehr im Lande so doch im Verwaltungsbezirk Braunschweig zu sein.

Der ORBR trat nach seinem 65. Geburtstag mit Ablauf des September 1953 in den Ruhestand. Eine Würdigung hob seine technischen, organisatorischen und künstlerischen Fähigkeiten hervor, die Verdienste im ländlichen Siedlungswesen, die Mitgliedschaft der Deutschen Akademie für Bau-forschung und den Vorsitz seit 1949 (bis 1966) des „Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz“. Hartweg versah anschließend noch mehrere Ehrenämter, er starb am 1.12.1970 in Wolfenbüttel.

Daten und Ereignisse des Lebenslaufes²

Person und Familie: Gottfried Hartweg, geboren 9.9.1888 in Braunschweig (BS), gestorben 1.12.1970 in Wolfenbüttel (WF). Eltern: Staatsminister Adolf Hartweg und Ehefrau Helene, geborene Culemann. Bekenntnis: evangelisch-lutherisch. Verheiratet mit Dorothea, geborene Steyerthal; Kinder: ein Sohn, zwei Töchter. Schule und Studium: Grund- und Oberrealschule in BS, Reifezeugnis: 27.2.1909. Studium in München und BS. Diplom-Hauptprüfung Hochbaufach an der TH in BS: 8.5.1914. Preußischer Staatsbaudienst: Regierungsbauführer beim Neubau der Tierärztlichen Hochschule Berlin 9.7.1914, Fortsetzung 16.1.1919 beim Neubau der TH Charlottenburg, 9.3.1920 Patent Preußischer Regierungsbaumeister (RBM). Militärdienst: Eintritt 2.8.1915, Pionier Ersatz-Bataillon 29, Posen; zuletzt 17.8.1918 Munitions-Kolonie Feldart.-Bat. 120; ausgeschieden 15.1.1919 als Leutnant der Reserve, Train Abt. 5. Dienstzeit: 3 Jahre, 5 Monate. Braunschweigischer (Brgs.) Staatsbaudienst: RBM im Hochbauamt WF 1.5.1920-3.9.1923, dort Bau-rat 1.5.1921. Hochbauamt Blankenburg: kommissar. Leiter 1.10.1923-11.6.1924, dort Vorstand 12.7.1924-10.5.1934. Patent RBR 1.10.1927. 1930 Bau Eigenheim, privateigener Dienstwagen. Gem. Verfügung Brgs. Finanzminister: 1/1933

bis 5/1934 SA-Reserve 172. Vorstand Hochbauamt BS 11.5.1934-16.5.1935. Wohnung BS, Roonstr. 5.

Hochbau- und Siedlungsabteilung des Brgs. Finanz-ministers: 17.5.1935 Vertretung des ORBR Herzig. Füh-rung der Geschäfte des Amtes, Generaldezernent im Staats-ministerium 2.10.1935-1.9.1938. Vorstand Hochbauamt WF 1.10.1938-6/1948, dort 5/1941 zusätzlich Dienstgeschäf-te der Domänenbauabteilung, Referent beim Brgs. Finanz-minister. 4/1942 Zusätzliche Übernahme Dienstgeschäfte Hochbauamt Gandersheim. Seit 3/1944 bis Kriegsende 1945 leitender Baubeamter für den Wiederaufbau bomben-geschädigter Gebäude des Kreises. Wohnung 6/1940 WF, Vor dem Gotteslager 8. Übernahme der Geschäfte der Hochbauverwaltung nach 12.4.1945. Suspendierung 24.5.-14.7.1945. Auftrag 8.8.1945 mit Wahrnehmung der Ge-schäfte des Referenten der Hochbau- und Siedlungsabteilung, einstweilige Belassung als Vorstand im Hochbauamt WF, nebenamtliche Belassung als „Landesbaupfleger“ beim Kulturverband.

Staatsbaudienst des Landes Niedersachsen: Abordnung Hartwegs vom Kulturverband zum Präsidium des Niedersäch-sischen (Nds.) Verwaltungsbezirks Brswg. 16.10.1947. Über-nahme in Nds. Staatsdienst 1.7.1948 mit Planstelle ORBR, Ernennung ORBR 20.12.1949. Nach Vollendung des 65sten Lebensjahres 8.9.1953 tritt ORBR Hartweg in den Ruhestand.

Brgs. Landeskulturverband (Kulturverband): Seit Grün-dung 1/1941 dieser, dem Staatsministerium nahe stehenden Selbstverwaltungskörperschaft Versetzung zum dortigen Be-amten und „Landesbaupfleger“, Ernennung OBR 14.5.1943. Daneben Verwaltung Hochbauamt WF und Dienstgeschäfte Domänenbauabteilung für Kriegsdauer. Im Kulturverband 1/1943 Einrichtung des selbständigen Referates „Landes-baupfleger“ als Bausachverständiger für die Referate „Landes-konservator“ und „Landesheimatpfleger“ eingeplant. 8/1944 vorläufige Einstellung Tätigkeit Kulturverband. Auflösung 15.8.1950.

Neben- und Ehrenämter außerhalb der Dienstpflichten: Vorsitz Kirchenvorstand Luther-Kirchengemeinde Blanken-burg bis 1933. Mitglied Vorstand Stiftung „Vaterländisches Museum“, BS, bis 1935. Vertrauensmann Ausschuss für Denk-malspflege Land Brswg. Mitglied Deutsche Akademie für Bau-forschung. 1946 Mitglied Verwaltungsrat Neuerkeröder An-stalten. Vorsitz 1949 bis 1966 Brgs. Landesverein für Heimat-schutz. Mitglied Aufsichtsrat Brgs. Siedlungsgesellschaft.

Hartweg als Architekt und Siedlungsplaner

Projekte 1920-1934: Während Hartwegs Zugehörigkeit zu den Hochbauämtern der Landkreise sind in den Unterlagen hauptsächlich Tätigkeiten erwähnt wie die Bauverwaltung aller staatlichen Gebäude und Neu- und Unterhaltungsbauten der Staats- und Klostergrüter. In Wolfenbüttel (1920-1923) war er am Entwurf kleinerer konservativer Dienstgebäude³ beteiligt, z. B. an dem von ihm 1941 fotografierten Landjägerhaus in Osterlinde (Abb. 2). In Blankenburg (1923-1934) arbeitete sich der RBR erstmals in die Vorstandsgeschäfte eines Hochbauamtes der Staatsbauverwaltung ein. Hier war auch seine ehrenamtliche Fähigkeit als Architekt des Gemeindezentrums für die evangelische Bartholomäi-Gemeinde, Blankenburg, Lühnergasse 3, (Abb. 3) gefordert. Auf ungünstigem Bauplatz



Abb. 2: Landjägerhaus Osterlinde, 1941; Foto: Gottfried Hartweg, swv.



Abb. 3: Gemeindehaus Lühnergasse 3, Blankenburg, ca. 1931; Foto: unbekannter Fotograf, Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, LAW FS 1281.

war ein vorhandenes Wohnhaus mit dem Neubau, bestehend aus drei Abschnitten eines Gemeindesaales mit Nebenräumen zu verbinden. Das 1931 eingeweihte Gemeindezentrum wurde von Kirchenrat Palmer nicht nur „als einheitliches Ganzes“ gelobt. Bezeichnenderweise auch deshalb, weil Hartweg in seinem praktischen, äußerlich konservativen Entwurf „jener Nüchternheit ausgewichen ist, die heute als die reine Sachlichkeit gepriesen wird“⁴. In der einjährigen Vorstandstätigkeit des Hochbauamtes Braunschweig 1934/1935 betreute der RBR nicht nur die großen landeseigenen städtischen Bauten. In der Landeshauptstadt konnte er das enorme, politisch motivierte Bauprogramm verschiedener Ausprägung der NS-Regierung beobachten. Dort war es für Hartweg allerdings kaum möglich, sich dem Einfluss seiner Vorgesetzten zu entziehen. Das waren: der Leiter der Hochbau- und Siedlungsabteilung seit Ende 1933 ORBR Emil Herzig, der Finanzminister Fritz Alpers und der Ministerpräsident Dietrich Klagges.

Projekte 1935-1938: In den dreieinhalb Jahren von 1935 bis 1938

kontrollierte Hartweg als kommissarischer Leiter der Hochbau- und Siedlungsabteilung beim Finanzministerium sämtliche bauliche Aktivitäten im Interesse des Landes. Eigene Gestaltungsmöglichkeiten ergaben sich im Klein- und bäuerlichen Siedlungswesen. Darüber hinaus beim Kreisjägerhof in Helmstedt und dem Neuaufbau der Domäne Bündheim.

Die Förderung von Kleinsiedlungen mit Gartenland und Bauernstellen hatte es mit begrenztem Erfolg schon seit den 1920er Jahren gegeben. Weitere Anreize zur Sesshaftmachung der Landbevölkerung und Möglichkeit zur Selbstversorgung von Arbeitern schufen entsprechende Reichsgesetze seit Anfang der 1930er Jahre. Es ist bekannt, dass sich die Landesregierung gleich nach der „Machtübernahme“ zugleich mit der Industrialisierung des Landes mit ideologischem Hintergrund

für großzügige Siedlungsmaßnahmen einsetzte. Kleinsiedlungen entstanden sowohl in den Außenbezirken der Städte als auch als selbständige Siedlungen nahe den Industriezonen. Handhabe dazu war die Fortführung der Kleinsiedlungs-Reichsgesetze 1934. Das Reichsgesetz 7/1933 über die „Neubildung deutschen Bauerntums“ erlaubte die erhebliche Ausweitung der bäuerlichen Neu- und Umsiedlung auf Ländereien von Staatsgütern⁵. Alle Maßnahmen erfolgten unter Beeinflussung der Träger, Planer und Siedler seitens der Regierung und Organisationen wie der „Deutschen Arbeitsfront“ bzw. des „Reichsnährstandes“. Politisch gewollt war die einheitliche Planung der Neubauten und Ortsplanung der Siedlungen. Zum Beispiel durch die „Reichsverordnung über Baugestaltung“ 11/1935⁶ wurden die Baubehörden als Vorprüfungsstelle beauftragt, dass „bauliche Anlagen (von den Trägern) so auszuführen seien, dass sie Ausdruck anständiger Baugesinnung

und werkgerechter Durchbildung, Hausformen heimischer Bausitte“ entsprechen sollten. Die Bebauungs- und Siedlungspläne sowie Typenentwürfe von Siedlungs- und landwirtschaftlichen Bauten übernahm vor diesem Hintergrund weitgehend die Hochbau- und Siedlungsabteilung des Finanzministers. Vorerst unter Herzigs, seit 5/1935 unter Hartwegs Federführung.

Der selbständige, zu Harlingerode gehörende Kleinsiedlungskomplex Göttingerode⁷ mit ca. 170 Siedlerstellen war für die Arbeiter der Unterharzer Berg- und Hüttenwerke gedacht. Bauträger war die Wolfenbütteler gemeinnützige Baugesellschaft m.b.H. Alpers legte für die Siedlung, zu der an zentraler Stelle eine Schule mit Turn- und Festhalle samt Platzanlage (Abb. 4 und 5) sowie Versorgungsbetriebe gehörten, am 31.3.1935 den Grundstein. Der 1937 fertige, aus drei zusammen-

hängenden erdgeschossigen Gebäuden in Winkelform bestehende Schultrakt war in Anlehnung an die Vorharzer Bauweise aus Fachwerk mit Holzverschalung und Satteldächern errichtet. Die in mehreren Abschnitten und Bautypen entstandenen schlichten Siedlungshäuser bestanden ebenfalls aus Fachwerk mit Holzverschalung und Satteldach. Sie besaßen Teilunterkellerung, ausgebautes Dachgeschoss sowie im Erdgeschoss die Wohnküche und den Kleinviehstall. Zur Selbstversorgung verfügte jede Siedlerstelle über maximal 1 250 qm Gartenland.

Während Herzigs Amtsführung hatte die Braunschweigische Siedlungsgesellschaft m.b.H. (BSG) 1934 gemäß den Richtlinien zum Gesetz über die „Neubildung deutschen Bauerntums“ auf dem aufgekauften Gelände des Staatsgutes Gandersheim neun Bauernhöfe ausgesiedelt. Die aus dem „Langhaustyp“ mit Wohn- und Stallteil unter einem Dach und separater Scheune bestehenden Höfe entsprachen den bereits 1928 von der BSG erstellten 18 Bauernsiedlungen in Neuschoderstedt bei Königsutter⁸. Der massive schlichte „Langhaustyp“ hatte nach Hartwies Einschätzung „mehr den Charakter einer vorstädtischen Kleinsiedlung, brachte nicht das Bäuerliche, Bodenständige“ zum Ausdruck. Nach Hartwies Amtsantritt änderten sich die Planungsvoraussetzungen derart, dass „bäuerliche Verhältnisse den Stammeigenschaften der ansässigen Bevölkerung“ entsprechen sollten. 1935 erwarb die BSG die Staatsgüter Neuhaus, Evessen und Winnigstedt zwecks Einrichtung von Bauernsiedlungen. Man beauftragte Hartwig, durchaus gemäß eigener Neigung, zum Planer der Konzeption der Höfe. Hier und bei den nachfolgenden Aufsiedlungen der 1936 erworbenen Staatsgüter Barnstorf, Warberg und Schliestedt fungierte Hartwig gleichzeitig als Bausachverständiger der BSG⁹.

Für die normalen kleineren Betriebe, die ein Siedler mit einem Neubauernschein erwerben und damit eine Familie ernähren konnte, sind Hartwies zwei unterschiedliche Gebäudetypen erkennbar. Grundsätzlich handelte es sich dabei um die Form des Niederdeutschen Hallenhauses, auch „Niedersachsenhaus“ genannt. Dieses



Abb. 4: Göttingerode mit Schulhof und Turnhalle, ca. 1940; Foto: unbekannter Fotograf, Archiv Harry Plaster.



Abb. 5: Göttingerode, Siedlung im Bau, ca. 1935; swv.

sollte mit Wohnteil und Stall unter einem Dach, Fachwerkkonstruktion, Satteldach mit Krüppelwalm, Ziergiebel am Wohn-Giebeltor am Stallteil ein Stück Volkstum verkörpern. Das zuerst entwickelte Gebäude, hier als „Typ Neuhaus“ bezeichnet, (Abb. 6 und 7) besaß als überwiegender Grünlandbetrieb eine Tenne mit Längsaufstallung und eine separate, unter 90° angeordnete Scheune in Binderbauweise mit Holzverschalung. Zur Vermeidung eines Anbaues sollte bei veränderter Wirtschaftsform späterer Innenausbau erfolgen. Der in Fortentwicklung für überwiegende Ackerbaubetriebe verwendete, hier als „Typ Barnstorf“ (Abb. 8) bezeichnet, besaß die von der Längsseite erschlossene Queraufstallung sowie die, an den Stallteil gleich fluchtend oder unter 90° angehängte Scheune, in verschalter Binderbauweise. Er ähnelte bis auf die Gebäudeform dem „Langhaustyp“ von 1934. Von beiden Typen gab es bei den einzelnen Siedlungsprojekten verschiedene Abweichungen. So konnten zum Beispiel in Winnigstedt und Zweidorf für die „Umsiedler“ aus Watenbüttel und Völkenrode Dreiseithöfe in zum Teil aufwändigen Erscheinungsbildern entstehen¹⁰. Während die Höfe meist in Gruppen am Ortsrand angeordnet waren, gab es in Barnstorf und Warberg selbständige Bauernsiedlungen in den Feldmarken.

Bei der Bestrebung, das „Niedersachsenhaus“ wieder einzuführen, war Hartwig sicherlich bewusst, dass dessen Verbreitung stets nördlich der „Lössgrenze“ war. Diese etwa entsprechend dem Verlauf der Bundesstraße 1. Südlich davon gab es bei ertragreicheren Böden das Mitteldeutsche Bauernhaus¹¹. Es war zweigeschossig, von



Abb. 6: Ansicht Neubauernhof „Typ Neuhaus“, 1937; Foto: Gottfried Hartwig, Braunschweiger Blätter 2./3. Folge, 1937.

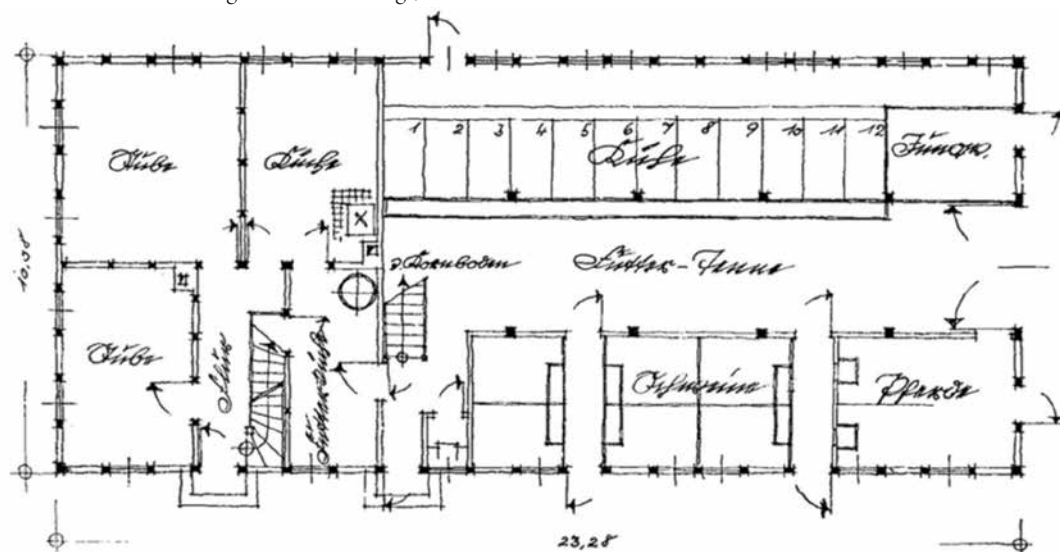


Abb. 7: Grundriss Neubauernhof „Typ Neuhaus“, 1937; swv.



Abb. 8: Ansicht Neubauernhof „Typ Barnstorf“, 1937; Foto: wahrscheinlich Gottfried Hartwig, Nachlass Hartwig.

der Längsseite erschlossen, als Streckhof und Mehrseithof auftretend. Die NS-Politik der „Neubildung deutschen Bauerntums“ einschließlich der bäuerlichen Siedlungen war späterer Kritik der Fachwelt ausgesetzt. Das galt auch für Hartwigs „Niedersachsenhaus“, das südlich der Lössgrenze fremd war. In der baulichen Kulisse des „Typs Barnstorf“ befand sich eine dem Mitteldeutschen Bauernhaus ähnliche Einrichtung.

Die Planung des Kreisjägerhofes in Helmstedt 1937 (Abb. 9) musste Hartwig vor dem Hintergrund einer Rechtsbeugung seines Vorgesetzten, Finanzminister Alpers, ausführen. Der Vorgang dazu ist mit der „freiwilligen Übereignung“ des Grundstückes „Auf der Masch“ einschließlich vorhandener Gebäude von der Helmstedter Schützenbrüderschaft auf die „Hermann-Göring-Stiftung“ 1936 verbunden¹². Alpers beabsichtigte, beginnend mit Helmstedt im gesamten Reichsgebiet Kreisjägerhöfe nach dem Vorbild des „Reichsjägerhofes“ in Braunschweig¹³ einzurichten. 1937/1938 entstand der Baukomplex, bestehend aus dem massiven vollständig umgebauten Gasthaus von 1810 mit hölzernem Vorbau des Haupteinganges am straßenseitigen Giebel, den in Fachwerk errichteten rückwärtigen Küchen- und den Längsbauten am freien Giebel. Darin untergebracht Festsaal, Schießhalle und Schießwarthaus.¹⁴

Blickpunkt der Anlage, die übrigens der des Gemeindehauses in Blankenburg ähnelt, ist das klassizistische achsialsymmetrische ehemalige Gasthaus. Es wurde dem Gebäudezweck entsprechend mit Holzverschalung versehen.

Aus der 1860 aufgelösten Domäne Bündheim entstand auf dem Domänengehöft das Herzogliche Hofgestüt mit ca. 63 ha Wiesen. 1861 wurde das angrenzende Amtshaus/Schloss dazu gelegt. Der braunschweigische Staat kaufte vom Gesamthaus Braunschweig-Lüneburg 1934 das zuletzt verpachtete Anwesen. Als Besitzerin trat die von der Domänenabteilung des Finanzministeriums eingesetzte staatliche Braunschweig GmbH auf, die den landwirtschaftlichen Teil nutzte. Dem 21.9.1934 von Braunschweig auf das Domänengehöft Bündheim verlegten Braunschweigischen Landgestüt Harzburg wurde in Absprache mit der Braunschweig GmbH die Nutzung

von Gebäuden laut Lageplan vom 7.9.1934 überlassen¹⁵. Finanzminister Alpers hatte 1/1935 die bauliche Betreuung der Gebäude und Anlagen des Domänengehöftes der Hochbau- und Siedlungsabteilung übertragen und Geldmittel zur

Verfügung gestellt. Nach 1936/37 notwendigen Verbesserungen im Hengststall hatte sich weiterer Gebäudebedarf abgezeichnet. Zu dessen Durchführung wurde Hartwig nach Besprechung mit Alpers 3/1937 veranlasst, 6/1937 gab es das „Neubaubüro Domäne Bündheim“ in Hartwies Abteilung. Die in Absprache Hartwies mit der Gestüts- und der Domänenleitung zwischen 1937 und 1939 entstandenen Neubauten bilden einen eigenen Hofraum nördlich des historischen Domänengehöftes¹⁶. Es handelt sich hauptsächlich um das hier „Haupthaus des Gestüts“ (Abb. 10, rechts) genannte repräsentative zweigeschossige Fachwerkhaus mit Verwaltung, Wohnungen und Hausstall, den Kuhstall, (Abb. 10 Mitte) die Scheune (Abb. 10 links) und beide letztere verbindende Werkstatt und Remise. Die zwei erdgeschossigen Nutzgebäude entsprechen in ihrer Fachwerkbauweise mit Krüppelwalmdach Vorbildern der Aussiedlerhöfe. Dem Haupthaus könnte in seiner Bedeutung als Landeseinrichtung der Reichsjägerhof als Vorbild gedient haben. Ähnlichkeit besteht auch mit Hartwies Wohnhaus des großen Umsiedlerhofes Bewig in Winnigstedt. Der braunschweigische Staat verkaufte 4/1939 das bisher zum Domänengehöft gehörende Amtshaus/Schloss mit dem Park an die Braunschweig-Stiftung, bei der Gelegenheit konnten die Neubauten eingemessen werden.

Anmerkungen:

Freundlich zur Verfügung gestellt wurden einschließlich des Rechtes zur Veröffentlichung: Die Abbildungen 1, 2, 8 und 10 sowie die zwei Manuskripte („Herauswürfe“, ohne Datum; Lebenslauf 27.3.1938) aus dem Nachlass ihres Schwiegervaters Gottfried Hartwig von Frau Barbara Hartwig, Wolfenbüttel. Abb. 3 vom Landeskirchlichen Archiv Wolfenbüttel. Abb. 4 und 5 von Harry Plaster, Bad Harzburg. Abb. 9 vom Stadtarchiv Helmstedt. Die Braunschweiger Blätter 2./3. Folge 1937 sandte per E-Mail Rolf Ahlers vom Brg. Landesverband für Heimatschutz. Für die Korrekturlesung Dank an Hans-Jürgen Engelking, für die Digitalisierung der Abbildungen an Friederike Mischke.

¹ „Wie ich 5-mal in meiner mehr als 40-jährigen Tätigkeit als Beamter aus dem Staatsdienst herausgeworfen wurde“, undatiertes Manuskript von Gottfried Hartwig, nach 1953. - Lebenslauf Dipl.-Ing., Baurat Gottfried Hartwig, Manuskript: Braunschweig, 27.3.1938. Niedersächsisches Landesarchiv, Staatsarchiv Wolfenbüttel (NStAW): 4Nds Nr. 14, Zg. Nr. 75/1995, Hauptakten betr. Gottfried Hartwig.

² wie ¹. - NStAW: 12 A Neu 13, Nr. 24895, Gottfried Hartwig 1941-1948; 12 A Neu 13, Nr. 45907, Landeskulturverband; 77 Neu 7, Nr. 73, Sonderausschuss „Einsatz bei Bombenschäden“. - Otte, Wulf: Braunschweiger (Landes) Kulturverband (1941-50), in: Brsg. Jb. für Landesgeschichte, Bd. 80, 1999, S. 227.

³ NStAW: 77 Neu 7, Nr. 165; 77 Neu 7, Nr. 138.

⁴ Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel (LAW): 63.B29.15, Festschrift zur Einweihung des evangelischen Gemeindehauses in Blankenburg-Harz am 29. November 1931; OA Blankenburg 62, Bau Gemeindesaal 1926-32 mit Plänen Hartwies.

⁵ Dr. Müller, Theodor: Die Tätigkeit der Gesellschaft von 1918 bis 1945, in: 48 Jahre Braunschweigische Siedlungsgesellschaft m.b.H. (BSG), Braunschweig 1966 mit Abbildungen, ff. - Regierungsbau-assessor Mewes: Die Kleinsiedlung im Lande Braunschweig, in: Bauen Siedeln Wohnen, 17. Jg. 15.11.1937, Heft 22.

⁶ Bergmann, Friedrich: Die behördliche Heimatpflege im Kreise Braunschweig, in: Braunschweigische Heimat 3-4. Heft 1942.

⁷ NStAW: 12 Neu 13, Nr. 9080; 12 A Neu 13, Bd. I. - Meier, Harald



Abb. 9: Reichsjägerhof Helmstedt, ca. 1940; Foto: unbekannter Fotograf, Stadtarchiv Helmstedt.



Abb. 10: Ansicht Nord, Neubauten Braunschweigisches Landgestüt Harzburg, ca. 1939; Foto: wahrscheinlich Gottfried Hartwig, Nachlass Hartwig.

und Neumann, Kurt: Bad Harzburg - Chronik einer Stadt, Hg: Stadt Bad Harzburg, Hildesheim 2000, S. 259.

⁸ wie ⁵ (BSG).

⁹ Hartwig, Gottfried: die Neubauernsiedlung Neuhaus bei Vorsfelde, in: Braunschweiger Blätter 2./3. Folge 1937 mit Abbildungen, ff. - Baurat Gottfried Hartwig: Die bäuerlichen Siedlungen im Lande Braunschweig, in: Bauen Siedeln Wohnen, 17. Jg. 15.11.1937, Heft 22 mit Abbildungen, ff. - NStAW: 4Nds Nr. 14, Zg. Nr. 75/1995.

¹⁰ Gröchtmeier, Markus: Nationalsozialismus auf dem Land - Der Landkreis Wolfenbüttel in den Jahren 1933 bis 1945, Hg: Landkreis Wolfenbüttel 2005, mit Abbildungen. - NStAW: 10 Slg 32 mit Abbildungen. Frdl. Auskunft von Erick Bewig, Winnigstedt, über Einrichtung der dortigen Umsiedlerhöfe. - Hg: Bein, Reinhard und Roloff, Ernst-August: Der Löwe unterm Hakenkreuz, Göttingen 2010, S. 154 ff.

¹¹ Wiswe, Mechthild: Ländliches Bauen - Beharrung und Wandel, in: Hg: Horst Rüdiger Jarck, Gerhard Schildt: Die Braunschweigische Landesgeschichte - Jahrtausendrückblick einer Region, Braunschweig 2000, S. 893.

¹² Abry, Wilhelm: Wedder use Masch, in: Kreisbuch 2007, Landkreis Helmstedt, S. 131.

¹³ Nickel, Hartmut: „Reichsjägerhof Hermann Göring“, in: Braunschweiger Stadtlexikon, Stadt Braunschweig, 1992, S. 190. - wie ¹⁰ (Bein/Roloff), S. 112 bis 119.

¹⁴ NStAW: 128 Neu Fb. 2, Nr. 4336; 12 Neu 18, Nr. 2506. - wie ¹⁰ (Bein/Roloff), S. 120 bis 123.

¹⁵ wie ⁷ (Meier/Neumann, S. 377 ff.). - <http://gestuet-harzburg.de> (Geschichte, Gebäude mit Abb.). - NStAW: 12 Neu 18, Nr. 1970; 12 Neu 13, Nr. 50506 mit Lageplan.

¹⁶ NStAW: 12 Neu 18, Nr. 1970; 12 Neu 13, Nr. 50506; 12 A Neu 13, Nr. 4635; 6 fNds, Nr. 54. - wie ¹⁵ gestuet-harzburg.de, Gebäude.

kamen die Haltepunkte in Rünigen und Leiferde dazu.

Zu den Vorarbeiten gehörte auch die Beschaffung der Waggons und der Lokomotiven, die in Deutschland noch nicht hergestellt wurden. England war Vorreiter, hier fuhren sie seit 1825. Die beiden bestellten Lokomotiven kamen zerlegt auf dem Seeweg per Schiff von England über Hamburg bis Lüneburg. Ein Kran, der heute noch im Hafen von Lüneburg steht, hob die schweren Teile aus dem Schiff. Auf dem Landweg ging es über Uelzen und Gifhorn bis nach Braunschweig.

Von Amsberg war sehr klug und voraus denkend: Er orderte gleich zwei „kunsterfahrene“ englische Ingenieure mit, John Blenkinsop und James Black, die die Einzelteile wieder zusammenbauten und die Lokomotiven zum Fahren brachten. Sie sollten auch deutsche Lokomotivführer ausbilden. Herr Blenkinsop blieb zeitlebens bei der Herzoglich Braunschweigischen Staatsbahn beschäftigt und heiratete 1844 die Braunschweigerin Elisabeth Richter.

Erste Eisenbahnfahrten

Am 6. November 1838 begannen die ersten Probefahrten auf der eingleisigen Strecke, zuerst nach Rünigen und Leiferde, schließlich bis Wolfenbüttel. Die Hauptbelastungsfahrt erfolgte am 28. November 1838, dazu mussten 130 Soldaten in sechs Wagen mitfahren. Die Fahrt dauerte 13 bis 14 Minuten. Bei der Eröffnungsfahrt, am 30. November 1838, fuhr zur Sicherheit der prominenten Begleiter – allen voran der Braunschweiger Herzog Wilhelm – die zweite aus England gekaufte Lokomotive „Advance“ (= Fortschritt) mit James Black als Führer voraus. Der Zug mit allen Ehrengästen wurde von der Lokomotive „Swift“ gezogen. Lokomotivführer war hier John Blenkinsop im blauen Anzug und mit schwarz glänzendem Zylinder. Philipp von Amsberg saß neben Herzog Wilhelm in der Kutsche, die auf den ersten Eisenbahnwagen gesetzt wurde. Das Gefolge musste in offenen Wagen Platz nehmen, was bei der kühlen Witterung Ende November nicht sehr angenehm war. Aber durch die innere Befriedigung, dabei gewesen zu sein, wurde die Kälte ertragen. Nach 20 Minuten hatte der Zug sein Ziel erreicht. Das entsprach einer Durchschnittsgeschwindigkeit von ungefähr 35 km/h. Der Herzog und sein Gefolge gingen in Wolfenbüttel über eine Okerbrücke zum kleinen Schloßchen (links vor dem großen Schloss) und nahmen hier ein Frühstück ein. Die Rückfahrt nach Braunschweig dauerte mit Rückenwind nur 13 Minuten.

Am folgenden Tag, Sonnabend, 1. Dezember 1838, fanden keine Reden oder andere Festlichkeiten statt. Jedermann konnte nun die Eisenbahn benutzen. In jeden Zug passten maximal 83 Passagiere. Aber warum sollten die Braunschweiger nach Wolfenbüttel fahren? Braunschweiger Geschäfte waren doch viel attraktiver. Die wenigsten hatten dort etwas zu erledigen. Um ein schönes Ziel für eine Eisenbahnfahrt zu haben, baute man im Süden von Wolfenbüttel ein türkisches Kaffeehaus. Der Architekt war Carl Theodor Ottmer. Leider gibt es das Gebäude nicht mehr. Heute steht an der Stelle ein Hotel und Restaurant, rechts vom Lessingtheater. Nur der Name erinnert noch an die vergangene Attraktion: „Parkhotel Altes Kaffeehaus“. (Abb. 3)

Bei der Eröffnungsfahrt und Tage danach standen bis Wolfenbüttel Menschenmengen am Bahndamm, um die neue Attraktion mitzerleben. Es sollen viele gelacht haben,

denn ein fahrender Wagen ohne Pferde, das war damals eine Kuriosität und eigentlich gar nicht möglich. Ganz Misstrauische sollen sich lang auf die Erde gelegt haben, um unter die Lokomotiven schauen zu können. Aber sie konnten keine Hufe eines vielleicht doch darin versteckten Pferdes erspüren. Einige ältere Landbewohner sagten anfangs noch: „In sau'n Düwelsding setze ick mek min Lewe nich e'rin!“

Um den Bahndamm und die Straßenübergänge zu sichern, erschien in den „Braunschweigischen Anzeigen“ am 8. und 14. November 1838 eine Bekanntmachung mit 6 Artikeln zum Schutz der Bahn und der Sicherheit des Publikums. Es hieß dort u. a.: „Das Gehen, Reiten und Fahren auf der Bahn wird bei 1 Reichstaler Strafe verboten. Die gleiche Strafe wird angedroht, wenn Vieh die Strecke versperrt. Wer Steine, Holz oder sonstige Sachen auf die Gleise legt, bezahlt den Schaden und erhält außerdem eine Strafe von 1 bis 2 Reichstalern auferlegt.“

Am 28. November 1838 konnte man in der Zeitung folgende Bekanntmachung lesen:

Abfahrten finden bis auf weiteres jeden Tag statt.

Abfahrtszeiten von Braunschweig nach Wolfenbüttel:

9, 11, 1, 3½ Uhr

Abfahrtszeiten von Wolfenbüttel nach Braunschweig:

9 ¾, 11 ¾, 1 ¾, 4 Uhr

Fahrpreise für eine Person, im Wagen

Erster Classe: 6 Gutegroschen

Zweiter Classe 4 Gutegroschen

Dritter Classe 2 Gutegroschen

Der Tagesverdienst eines Maurergesellen betrug damals 12 Gutegroschen. Eine Hin- und Rückfahrt in der dritten Klasse kostete ein Drittel seines Tagesverdienstes!



Abb. 3: „Türkisches Kaffeehaus“ um 1840, aus: Biegel, Gerd und Klein, Angela: Carl Theodor Ottmer 1880-1843, Braunschweigisches Landesmuseum. – Braunschweig, 2000, S. 357.

Wie waren die Wagen in den einzelnen Klassen ausgestattet?

1. Klasse – geschlossen und gepolstert. 2. Klasse – ähnlich gebaut, aber statt der Fenster gab es nur Vorhänge. 3. Klasse – anfangs vollkommen offen, wenige Jahre später bedeckt, dafür schuf man zusätzlich eine neue, 4. Klasse – die wiederum offen war. (Abb. 4)

Wie war die Auslastung der einzelnen Klassen?

1. Klasse – 1,3%, 2. Klasse – 23,9%, 3. Klasse – 56,4%, 4. Klasse – 18,4%. In den offenen Wagen spannte man bei Regenwetter den Regenschirm auf und bei Sonnenschein den Sonnenschirm. Auch trug man gern Rauchbrillen, um die Augen vor Schmutzpartikeln zu schützen. Geschäftstüchtige Kaufleute empfahlen gegen den Wind, Wetter und Rauch ihre



Abb. 4: Eisenbahnzug in Höhe Richmond, aus: Gronen, Claudia A.: Der Erste Braunschweiger Hauptbahnhof von Carl Theodor Ottmer. - Hannover, 2002, S. 103.

eigens dafür konstruierten Gesichtsmasken. Um die Personenwagen zu beheizen, versuchte man es anfänglich mit heißem Sand. Wer genügend Geld besaß, konnte damals auch schon im „Huckepackverkehr“ in seiner eigenen Kutsche mitfahren, die dann auf einem Plattformwagen festgezurrt wurde.

Wie entwickelte sich der Bahnverkehr in den ersten sieben Monaten bis zum Sommer 1839?

Über 105.000 Personen hatte man schon befördert. Entgegen allen Befürchtungen der Pessimisten war das eine neunmal höhere Zahl als erwartet und eine fünfmal höhere Einnahme als vorausberechnet. Außer dem „Türkischen Kaffeehaus“ in Wolfenbüttel gab es noch andere „Attraktionen“, so die Fahrten zum Thieder Lindenberg. Ab Mai 1839 konnte man mittwochs, sonnabends und sonntags und an den Festtagen hinter Leiferde auf freier Strecke aussteigen (Bude 6), um auf einem Feldwege das „Etablissement“ oben auf dem Berge zu erreichen. Hier trank man Kaffee oder Bier und tanzte zu den Klängen einer Militärkapelle. Für diese Fahrten wurden zum ersten Mal Rückfahrkarten ausgegeben.

Der erste Eisenbahnattentäter kam aus Rünigen

Von Anfang an gab es Widerstände gegen die Eisenbahn. Wahrscheinlich erfolgte der erste Eisenbahnanschlag in Deutschland an der Strecke Braunschweig-Wolfenbüttel am 6. Juni 1839, durchgeführt vom Pferdehirt Heinrich Meyer aus Rünigen. Er ärgerte sich über die „Stahlungeheuer“, die seine Pferde erschreckten. Deshalb trieb er die Vierbeiner auf die Gleise und wartete freudig auf das Nahen des Zuges. Nur mit Mühe konnte der Lokführer Blenkinsop den Zug aus Braunschweig kommend vor der Herde zum Stehen bringen. Meyer freute sich über seinen gelungenen Anschlag. Seine Freude verging ihm aber, als er vom Herzoglichen Gericht zu

50 Taler Strafe verurteilt wurde, für jedes der zehn Pferde fünf Taler. Im Revisionsverfahren wurde die Strafe auf fünf Taler reduziert.

Verlängerung der Strecke bis Neustadt-Harzburg

Die Linienführung Braunschweig-Wolfenbüttel erfolgte fast gradlinig entlang der Oker. Eigentlich sollte die weitere Eisenbahnstrecke von Wolfenbüttel nach Neustadt-Harzburg dort verlaufen, wo heute die Autos auf der A 395 fahren. Das Königreich Hannover hatte aber das Enteignungsgesetz nicht rechtzeitig auf den Weg gebracht. Das erforderliche Gelände war nicht zu annehmbaren Preisen zu erwerben. So entschied man sich für eine Linienführung auf braunschweigischem Hoheitsgebiet und damit im Überschwemmungsgebiet der Oker. Dadurch entstanden höhere Ausgaben für Damm- und Brückenbauten. Nicht nur diese mussten gebaut werden, sondern natürlich auch Bahnhöfe und Haltepunkte in Hedwigsburg, Bornum-Dorstadt, Börßum, Schladen und Vienenburg, dort sogar mit einem Kaisersaal.

Die weiteren Streckeneröffnungen erfolgten sehr unterschiedlich. Als zweites wurde die Strecke Vienenburg-Neustadt-Harzburg dann Mitte August 1840 fertiggestellt. Da die Lokomotiven zu schwach für die Steigung waren, zogen anfänglich Pferde die Waggons. Kurz darauf, am 22. August 1840, gab man die Strecke Wolfenbüttel-Schladen frei. Über ein Jahr später erfolgte am 31. Oktober 1841 erst der Lückenschluss Schladen-Vienenburg. Ehe diese Strecke im Gleisbau fertig wurde, eröffnete man schon 1840 die Gesamtstrecke Braunschweig-Neustadt-Harzburg: Die Fahrt dauerte etwa 3 Stunden, denn von Braunschweig bis Schladen fuhr man mit dem von einer Lokomotive gezogenen Zug, stieg dann in einen Pferdeomnibus und erreichte auf der hannoverschen Landstraße den Bahnhof Vienenburg. Ab Vienenburg ging es dann mit der „Pferdeeisenbahn“ in kleinen Personenwagen auf Schienen bis Neustadt-Harzburg. Die ersten Lokomotiven konnten die für damalige Verhältnisse stellenweise starke Steigung 1:43 (auf 43 m Länge um 1 Meter, das entspricht 2,3%, eisenbahntechnisch 23 ‰) nicht schaffen. Das Ziehen des Zuges mit Pferden ab Vienenburg blieb auch weiterhin, als die Strecke Schladen-Vienenburg fertig gebaut war. Vor der Talfahrt ab Neustadt lud man die Pferde in einen besonderen Wagen und der ganze Zug fuhr unter Ausnutzung des Gefälles bis Vienenburg zurück, wo er durch Bremsen zum Halten gebracht wurde. Gelegentlich, wenn es mit der Bremserei nicht so klappte, fuhren die Wagen über den Vienenburger Bahnhof hinaus. Von dort mussten die Waggons zum Bahnhof Vienenburg zurückgezogen werden.

1843 kaufte die Eisenbahnverwaltung von der englischen Firma Robert Stephenson in Newcastle upon Tyne zwei starke Lokomotiven, die im August und September in Einzelteilen in Vienenburg eintrafen. Diese Lokomotiven hatten drei Antriebsachsen. Ab Oktober 1843 – nach fast 5 Jahren – wurde dann endlich die gesamte Strecke Braunschweig-Neustadt mit Dampf betrieben. Die Fahrzeit hatte sich auf die Hälfte reduziert, man benötigte nur noch 1 Stunde und 35 Minuten. Eine Besonderheit gab es dennoch auf dem letzten Streckenteil zwischen Vienenburg und Neustadt: In Vienenburg wurde hinten eine zusätzliche Dampflok angekoppelt. Eine Lokomotive zog und eine zweite schob den Zug bis Neustadt.

Wie lukrativ war das Eisenbahngeschäft?

Um die Strecke finanziell attraktiver zu machen, hatte von Amsberg folgende Ideen, die umgesetzt wurden, Ziff. 3 und 4 existieren auch heute:

1. das schon erwähnte Kaffeehaus in Wolfenbüttel
2. eine Sägemühle in Neustadt für den Holztransport
3. den Gabbrosteinbruch im Radautal oberhalb von Neustadt
4. den künstlich 1859 angelegten Radau-Wasserfall. Von Amsberg ließ einen Graben anlegen, der das Wasser der Radau zum Felsen an der Nordhäuser Straße leitete.

Der Güterverkehr brachte anfänglich sehr viel weniger ein als später. Es dauerte eine Weile, bis sich die Kaufleute auf die neue Expeditionsart umgestellt hatten. Sie konnten sich nicht so schnell von den Pferdegesspannen trennen. Das meiste Geld erbrachte der Personenverkehr, damit hatten Planer und Politiker nicht gerechnet.

Einnahme-Übersicht:

Jahr	Personenverkehr	Güterverkehr
1838	2.766 Taler	16 Taler
1839	33.162 Taler	193 Taler
1844	144.440 Taler	80.793 Taler

Wer hat die Herzogliche Braunschweiger Staatseisenbahn finanziert?

Als große Stütze erwies sich das von Herzog Carl I. 1765 gegründete Leihhaus. Es hat insgesamt für den Bau 11 Mio. Taler aufgebracht. Ihre 3½ %- und 4 %-igen Landesschuldverschreibungen wurden nicht nur im eigenen Lande, sondern auch im benachbarten Königreich Hannover bereitwillig aufgenommen. Wir schmunzeln heute, wenn wir bedenken, dass die Hannoveraner, die damals so viel Abneigung gegen die braunschweigischen Eisenbahnpläne zeigten, mit Hilfe unserer Landesschuldverschreibungen sogar noch einen wesentlichen Teil unseres Bahnbaus mitfinanziert haben. Aus der Herzoglichen Leihhaus-Anstalt wurde 1919 die Braunschweigische Staatsbank. Die Direktion zog 1965 in das zu diesem Zweck umgebaute und erweiterte ehemalige zweite Hauptbahnhofsgebäude am Friedrich-Wilhelm-Platz. 1970 entstand durch Fusion die NORD/LB, dazu gehört im alten Land Braunschweig die Braunschweigische Landessparkasse. Wie schön, dass sich hier der Kreis geschlossen hat.

Eisenbahnprojekte, die nicht zum Zuge kamen

Man glaubte noch an andere Einnahmequellen: eine Nord-Süd-Hauptbahn von Neustadt-Harzburg über

Braunlage nach Nordhausen – eingebettet in eine Hauptstrecke von Norden nach Süden durch Deutschland – von Hamburg nach München über den Harz. Das Projekt wurde aus Kostengründen nicht realisiert.

Ein anderes Angebot lehnte die Bevölkerung von Neustadt-Harzburg sicherlich wegen der befürchteten Rauch- und Lärmbelästigung ab: Die Harzquerbahn – heute Harzer Schmalspurbahn (HSB) – sollte von Neustadt-Harzburg zum Brocken fahren und weiter nach Nordhausen. Das Rennen haben die Wernigeröder gemacht. Die Bahnstrecke hätte gut von Neustadt-Harzburg in Richtung Eckertal geführt werden und dann im Eckertal in Richtung Brocken fahren können.

Zweiter Hauptbahnhofsbaubau in Braunschweig

In den ersten Jahren hatte der Personenverkehr so zugenommen, dass man bereits 1843 mit dem zweiten Hauptbahnhofsbaubau neben dem ersten begann. (Abb. 5) Wiederum war Carl Theodor Ottmer der Architekt. Im spätklassizistischen Stil entstand somit der zweite Sackbahnhof. Er war sehr viel größer. Drei Gleise führten bis 1934 in die Empfangshalle. Das mittlere Gleis war das Rangiergleis, denn in der Regel wurden die Lokomotiven vor den Zug gespannt. Die Einweihung des zweiten Hauptbahnhofs erlebte Ottmer nicht mehr. Er starb bereits 1843 mit nur 43 Jahren in Berlin. Sein Grab befindet sich in Braunschweig auf dem Domfriedhof an der Gerstäckerstraße.

Welche Regeln galten auf dem zweiten Hauptbahnhof?

In einer Bekanntmachung vom 15. November 1845 wurde fast alles reglementiert. Die Fahrbillets sind eine Stunde bis 5 Minuten vor Abfahrt des Zuges zu kaufen. Die Fußgänger dürfen nur über die Brücke von Westen (aus Richtung Kalenwall-Wilhelmitorwall) den Bahnhof betreten.

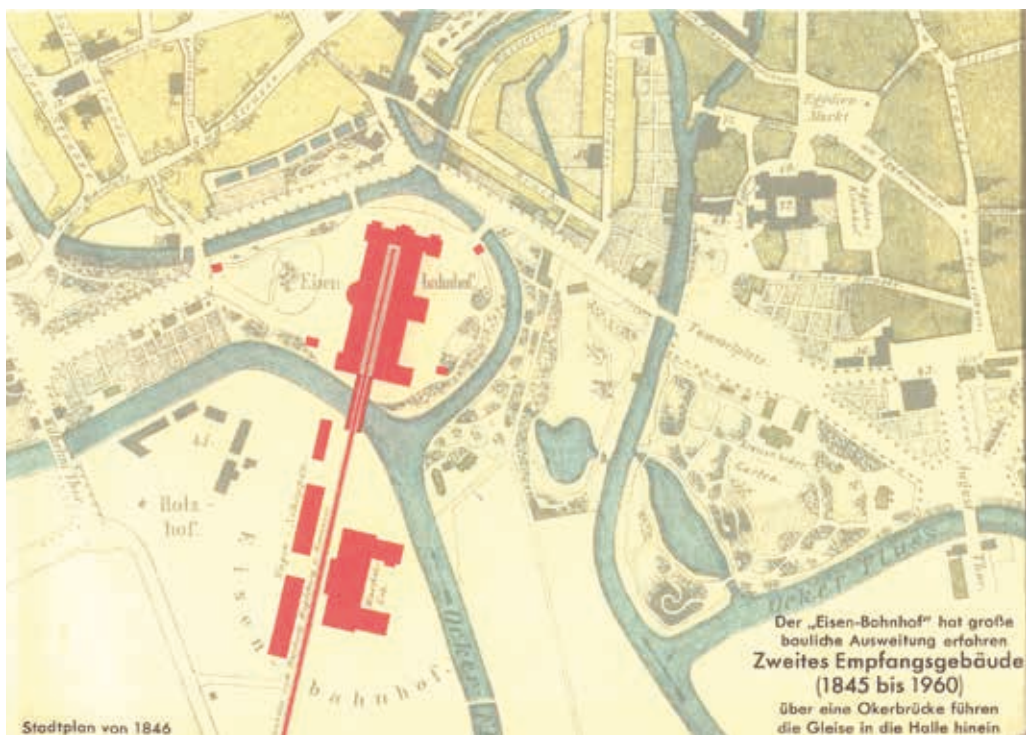


Abb. 5: Zweiter Hauptbahnhof Braunschweig, Stadtplan von 1846, aus: Hauptbahnhof Braunschweig 1960. - Braunschweig, 1960, nach S. 16.

Equipagen dürfen nur von Westen anfahren und haben dann den Bahnhof sofort zu verlassen. Es dürfen nur Wartezimmer für die entsprechenden Wagenklassen betreten werden, Kontrollen stehen an den Türen. Sobald die Glocke ertönt, haben die Reisenden aus den Wartezimmern zu den Zügen zu gehen, müssen die Plätze einnehmen und dürfen nicht auf dem Podest (Bahnsteig) warten. Bei Ankunft des Zuges ist das Podest sofort zu verlassen, und der Ausgang zum Bruchtorwall muss benutzt werden. Equipagen zum Abholen werden höchstens eine halbe Stunde vorher auf der Ostseite (in Richtung Bürgerpark) erlaubt. Reisegepäck muss spätestens eine halbe Stunde vor Abfahrt aufgegeben werden (Westseite), die Abholung erfolgt nur auf der Ostseite. Der Bahnhof ist sofort zu verlassen, da er dann abgeschlossen wird.

Weitere Veränderungen in Kurzform

Ab 15. Oktober 1844 regelmäßige Benutzung des zweiten Gleises der Strecke Braunschweig-Wolfenbüttel. 1855 Eröffnung des neuen Bahnhofsgebäudes in Wolfenbüttel. Weitere Strecken im Umland werden in Betrieb genommen. (Abb. 6) 1868 Eröffnung der Strecke Börßum-Jerxheim, sie war die erste Strecke in Deutschland, die zweigleisig geplant und gebaut wurde. 1870 wurde die Herzoglich Braunschweigische Staatseisenbahn an die Darmstädter Bank verkauft. Im selben Jahr nahm man auf der Strecke Wolfenbüttel-Börßum das zweite Gleis in Betrieb. Die neue Schnellzugverbindung zwischen Berlin und Hannover wurde 1871 über Stendal und Lehrte geführt, an Braunschweig und Magdeburg vorbei. (Abb. 7)

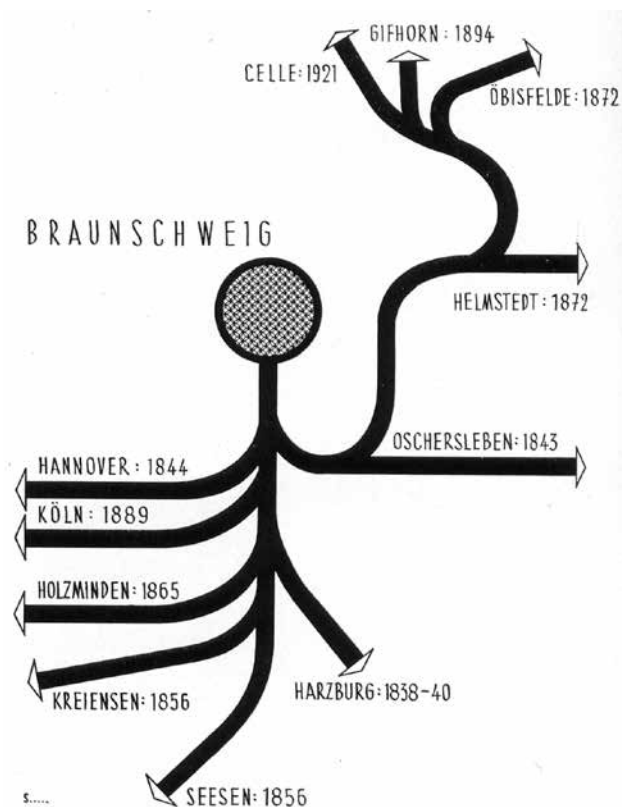


Abb. 6: Eröffnungsdaten weiteren Eisenbahnstrecken, aus: Hauptbahnhof Braunschweig 1960. - Braunschweig, 1960, S. 22.



Abb. 7: Schnellzugstrecke Hannover-Berlin an Braunschweig vorbei, aus: Hauptbahnhof Braunschweig 1960. - Braunschweig, 1960, S. 10

Eine Entscheidung, die wir bis heute in Braunschweig bei den ICE-Zügen spüren. 1905 weihte man den neuen Bahnhof in Bad Harzburg ein. Die Strecke Vienenburg-Bad Harzburg ist bis heute eingleisig geblieben.

Würdigung

Am 30. November 1838 fuhr offiziell die erste deutsche Staatsbahn von Braunschweig nach Wolfenbüttel. Drei Eisenbahnlinien waren ab 1835 in Deutschland in Betrieb, aber privat finanziert. Der erste Hauptbahnhof, von Carl Theodor Ottmer entworfen, lag sehr ungünstig im Süden Braunschweigs und war ein Sackbahnhof, der schnell zu klein wurde. Vorbilder für Bahnhofsbauten gab es kaum. Ottmer orientierte sich zuerst an einem gotischen Stadttor. Er plante auch den zweiten Hauptbahnhof, dessen Einweihung er 1845 nicht mehr erlebte, da er 1843 verstarb. Wirtschaftlich war das ganze Projekt ein Renner. Der Gewinn wurde anfangs aber nicht durch den Güter-, sondern durch den Personenverkehr „eingefahren“.

1845 gab von Amsberg die erste Betriebsordnung heraus und schlug die Gründung des „Vereins Deutscher Eisenbahn Verwaltungen“ vor. Auf seine Initiative kam es in Braunschweig zu ersten Signalordnungen, die zu Signalwerkstätten führten. Nicht zufällig haben wir heute das bedeutende Werk für Bahnautomatisierung der Siemens AG. Es ist der weltweit größte Standort für „Rail Automation“. Die hier gebaute Technik steuert heute viele Lokomotiven und Züge in der gesamten Welt.

Von Amsbergs Verdienste bestanden nicht nur im Ausbau der Strecke Braunschweig-Neustadt-Harzburg, sondern auch in der Erweiterung des Eisenbahnnetzes im gesamten Herzogtum. Die Entwicklung des Eisenbahnwesens in Norddeutschland ist durch von Amsbergs Beispiel vorangetrieben worden. Dank seiner Durchsetzungskraft war das Herzogtum Braunschweig der erste Staat im Deutschen Bund und neben Belgien der erste in der Welt, der den Bau einer Eisenbahn ausführte.

Das Grubenunglück von Lengede

- Nachbetrachtungen

Text von
Johannes Fischer

Zwei Beiträge zu dieser Thematik gingen voraus: „Cleve, Werner: Grubenunglück Lengede 1963. In: Braunschweigische Heimat 99 (2), S. 23-27.“ und „Cleve, Werner: Das Wunder von Lengede. In: Braunschweigische Heimat 100 (1), S. 6-11.“

Am 07.11.1963, genau zwei Wochen nach dem Wassereinbruch, konnten noch elf Bergleute aus einem Bruchhohlraum gerettet werden. Damit wurden die Rettungs- und Suchmaßnahmen auf der Eisenerzgrube Lengede-Broistedt endgültig eingestellt. Doch wie ging es nach der Katastrophe für die Geretteten weiter? Welche Hilfen gab es für die Hinterbliebenen? Wie war die strafrechtliche Aufarbeitung? Wie hat sich das Unglück auf die Grube selbst ausgewirkt? Auf diese Fragen wird im Rahmen dieser Ausarbeitung eingegangen.

Die Auswirkungen auf die Eisenerzgrube Lengede-Broistedt

Zunächst einmal noch einige Fakten: Infolge des Wassereinbruchs wurde die Grube Lengede-Broistedt bis zur 60 m-Sohle (oberste Sohle der Grube) geflutet. Die Wasser- und Schlammmassen reichten (beinahe) bis an die Firste (= Stollendecke). (Abb. 1) Ein Großteil der technischen Einrichtung unter Tage wurde dabei zerstört. Verkeilte Grubenwagen haben die Schlammmassen auf der 60 m-Sohle kurz vor dem Förderkorb aufgehalten, sodass die Befahrung mit einem Korb möglich war. Der zweite Korb steckte auf der 100 m-Sohle (unterste Sohle der Grube) im Schlamm fest. In der

ersten Zeit nach dem Unglück standen Überlegungen im Raum, ob sich eine Sumpfung (= Wiederaufwältigung, Wiederinbetriebnahme) der Grube lohnt, oder ob eine Stilllegung die bessere Lösung ist. Das entscheidende Kriterium ist in der Abhängigkeit der Gruben Lengede-Broistedt, Bülten-Adenstedt



Abb. 1: So wie in dieser Strecke, sie war mit Wasser- und Schlammmassen geflutet, sah es in großen Teilen der Grube aus.

Abb. 2: Hüttdirektor Stein hält anlässlich der Einweihung der Gedenkstätte für das Lengeder Grubenunglück, welche am 24.10.1964 stattfand, eine Rede.





Abb. 3: Die 14 Geretteten posieren für ein Gruppenfoto.

und Dörnten-Liebenburg zu finden. Die Ilseder Hütte verwandte für ihre Stahlerzeugung eine Erzmischung. Die Grube Lengede lieferte ein relativ gutes, neutrales Erz, ein eher armes und kalkhaltiges Erz stammte aus der Grube Bülten. Hinzu kam schließlich noch eine saure Komponente aus der Grube Dörnten. Die Schließung einer dieser drei Gruben hätte vermutlich zur Folge gehabt, dass auch die anderen Gruben in Mitleidenschaft geraten wären. Bei Schließung aller Gruben hätte die Ilseder Hütte zum damaligen Zeitpunkt vermutlich ihre Standortvoraussetzungen verloren. Man entschied sich daher zur Sumpfung der Grube. Der zähe Schlamm musste zunächst mit Wasser aufgespritzt werden, um so das Abpumpen zu ermöglichen. Die Gesamtkosten für die Rettungsaktion, die Bergung der Toten, sowie Sumpfungs- und Instandsetzungsarbeiten beliefen sich auf etwa 15 Mio. DM.

Das Unglück hatte zudem die vorübergehende Einstellung aller Klärteiche zur Folge, auch die Planung der neuen Klärteiche wurde verworfen. Unter Tage wurden spezielle Bollwerke zur Verhinderung von Wassereinbrüchen errichtet. Nach Aussage von Otto Bilges, des damaligen Betriebsführers unter Tage, geschah dies vor allem deshalb, um das Sicherheitsgefühl innerhalb der Belegschaft zu erhöhen. Bedingt durch das Stillstehen der untertägigen Förderung führte man die Erzförderung im Tagebau 13a (an der Bergstraße) und bis 1969 von drei weiteren kleinen Not-Tagebauen aus durch. Auch im ausgelaufenen Klärteich 12 wird ein kleiner Tagebau mit der Bezeichnung 12a eingerichtet.

Anfang 1964 war die Aufwältigung der Grube in vollem Gange. Am 21.01.1964 lief der Erzabbau im Baufeld Westen 910 über die 60 m-Sohle wieder an. Danach erfolgte schrittweise die Wiederaufnahme der Tiefbauförderung. Im Juni/Juli 1964 konnte die Erzförderung schließlich auch auf der 100 m-Sohle wieder aufgenommen werden. In den Jahren nach dem Unglück wurde die Abbau- und Förder-technik ständig weiterentwickelt, sodass die Grube Lengede-Broistedt bis zu ihrer Stilllegung im Dezember 1977, die als abbauwürdig angesehenen Erzvorkommen waren erschöpft, als modernste Eisenerzgrube Europas galt. Beispielsweise wurde in Lengede die schneidende Erzgewinnung mit großen Maschinen sowie die hydraulische Erzförderung, das Erz wurde unter Tage zerkleinert und mit dem anfallenden

Grubenwasser direkt in die Erzwäsche gepumpt, entwickelt.

Am 24. Oktober 1964 wurde eine Gedenkstätte für das Grubenunglück offiziell eingeweiht, Hüttdirektor Stein hält zu diesem Anlass eine Rede. (Abb. 2) Für die zehn Bergleute, welche im Bruchhohlraum ums Leben gekommen sind, sowie für den Bergmann, der im Süden der Grube verschollen ist, dient die Gedenkstätte gleichzeitig symbolhaft als letzte Ruhestätte. Die anderen achtzehn verunglückten Männer konnten geborgen, und auf ihren Heimatfriedhöfen bestattet werden.

Die strafrechtliche Aufarbeitung

Nun stellte sich die Frage, welche juristischen Konsequenzen das Grubenunglück von Lengede hatte. Folgende Personen waren angeklagt: Hüttdirektor Rudolf Stein, Bergwerksdirektor Dr. Ing. Peter Ferling, Obergeringenieur und Werksleiter Wilhelm Voigt, Betriebsführer über Tage Waldemar Hirsch, Betriebsführer unter Tage Otto Bilges und Oberbergat Dr. Wilhelm Ferling, Leiter des Bergamtes Hildesheim. Laut Ansicht der Staatsanwaltschaft Hildesheim bestand hinreichender Verdacht, dass diese sechs Personen in fahrlässiger Weise das Grubenunglück herbeigeführt haben. Die Eröffnung des Hauptverfahrens wurde in der Sitzung der 2. Strafkammer des Landgerichtes Hildesheim am 23.11.1966 abgelehnt, da sich die erhobenen Vorwürfe nicht beweisen ließen. Zu einer endgültigen Einstellung des Ermittlungsverfahrens kam es aber erst im Januar 1968.

Die Hilfen für die Hinterbliebenen der 29 Todesopfer des Grubenunglücks

Die vielen eingegangenen Spenden und Hilfsangebote (z. B. Kuren) mussten erfasst und verteilt werden. Um dies gewährleisten zu können, wurde seitens der Wohlfahrtsverbände und sonstigen Institutionen in ihrer Sitzung am 28.10.1963 beschlossen, ein Kuratorium zu gründen. Diesem gehörten Vertreter der Ilseder Hütte, der Gemeinde Lengede, der beiden Kirchen, des Deutschen Roten Kreuzes, sowie der Arbeiterwohlfahrt an. Entscheidend war dabei, dass die Vertreter ortsnah und mit den Verhältnissen in Lengede vertraut waren. Von dem Kuratorium wurden 28 Witwen, 54 Kinder und ein Elternpaar betreut. Es herrschte Einigkeit darüber, dass sich um die Kinder besonders gekümmert werden musste. Das Geld wurde bis zur Volljährigkeit oder Ehe des Kindes auf einem Sperrkonto verwahrt.

Hier einige Zahlen der sofortigen Hilfe: Die Ilseder Hütte zahlte 500 DM am 27. bzw. 28.10.1963 an die Angehörigen der seitens der Grubenleitung für tot geglaubten Bergleute. Zudem gingen 1000 DM an die Angehörigen der Verunglückten aus der Kollektiv-Unfallversicherung der Ilseder Hütte. Die Witwen hatten Anspruch auf drei Monatslöhne. Des Weiteren erhielten die Witwen 860 DM Sterbegeld von der Hannoverschen Knappschaft und 760 DM Sterbegeld von der Bergbau-Berufsgenossenschaft. Die Kinder der Verunglückten erhielten 750 DM aus einer Pauschalversicherung.

Darüber hinaus waren insgesamt ca. 4000 Einzelspenden mit einem Gesamtbetrag von 1.318.669,06 DM eingegangen. Sachspenden (Fernsehgeräte, Bügeleisen, Kleidungsstücke, leicht verderbliche Lebensmittel usw.) wurden unter den empfangsberechtigten Angehörigen gleichermaßen aufgeteilt, Einzelspenden von besonderem

Wert wurden verlost. Es gab sogar Angebote zur Adoption von Hinterbliebenen. Diese wurden zur Kenntnis, aber nicht in Anspruch genommen. Neben den bisher benannten Spenden wurden die Hinterbliebenen auch zu Kuren eingeladen. Dabei wurde so verfahren, dass die Spender bis zur Entscheidung der Eingeladenen eine Zwischennachricht erhielten. Anschließend wurde gegebenenfalls um Verständnis für eine Absage gebeten.

Die Folgen des Grubenunglücks für die Geretteten

Die drei Geretteten aus der Luftblase bei Barbecke wurden, nachdem sie acht Tage lang einem Überdruck ausgesetzt waren, zunächst von Luftfahrtexperten aus Bad Godesberg betreut, welche bereits an ihrer Rettung mitgewirkt haben. Die elf Geretteten aus dem Bruchhohlraum wurden auf die Krankenhäuser in Salzgitter und Peine verteilt. Anfang 1964 trafen sich die Geretteten mit ihren Rettern zu einer Feier. (Abb. 3) Hermann Lübke hatte unter Tage gesagt, dass er für alle ein Schwein schlachtet, wenn er lebend wieder nach über Tage kommt. Gemeinsam mit zahlreichen anderen Spenden wurde die Ausrichtung der Feier, zu welcher unter anderem auch einige Retter, vorwiegend die Mitarbeiter der Bohrfirmen, eingeladen waren, ermöglicht. Nach den Feierlichkeiten begaben sich die Geretteten erst einmal auf Erholungsreisen. Dazu bekamen sie zahlreiche Einladungen. Unter anderem fuhren sie gemeinsam in das Gewerkschaftserholungsheim nach Rosenau und nach Spanien. Auch die Ehefrauen der Geretteten waren mit dabei. Nach dem Ende der Krankschreibung, etwa ein Jahr nach ihrer Rettung, sind die Bergleute zunächst zur Grube zurückgekehrt. Viele haben erst einmal eine Tätigkeit über Tage ausgeübt. Manche sind später wieder eingefahren, andere haben die Grube verlassen. Zu ihnen gehörte beispielsweise Siegfried Ebeling. Er ist nach einer übertägigen Tätigkeit nochmals eingefahren, hat die Grube wegen psychischer Probleme aber bald verlassen. Weil er ein Mensch war, der offen sagt, was er denkt, auch über die und gegenüber den Verantwortlichen, bekam er nach eigenen Angaben anonyme Anrufe und sein Wagen wurde verkratzt. Daher ist er aus Lengede weggezogen. Hermann Lübke, Helmut Webrantz und Dieter Riechey sind nach ihrer Genesung wieder eingefahren, und waren bis zur Schließung der Grube Lengede-Broistedt am 30.12.1977 unter Tage beschäftigt. (Abb. 4)

Doch abgesehen davon, welcher beruflichen Tätigkeit die Geretteten später nachgegangen sind. Die Angst hat sie lange verfolgt, teilweise sogar bis zum Tod. Einige Frauen der Betroffenen haben ausgesagt, dass ihre Männer lange Zeit Alpträume gehabt haben, und sie sich charakterlich teilweise stark verändert haben. Adolf Herbst spricht in diesem Zusammenhang häufig von einer Black Box, die er in sich trägt und nicht öffnen darf, weil diese Erinnerungen zu schlimm sind. Unter den Betroffenen gab es verschiedene Arten, mit der Situation umzugehen. Manche haben sich eher zurückgezogen, Bernhard Wolter beispielsweise hat seine Erinnerungen 25 Jahre nach der Katastrophe in einem Buch „Du liebstes Leben. Das Wunder von Lengede 1963 und was danach kam“ niedergeschrieben. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass die psychologische Betreuung, mit welcher die Universitätsklinik Tübingen betraut war, in der Zeit um 1963 keines-

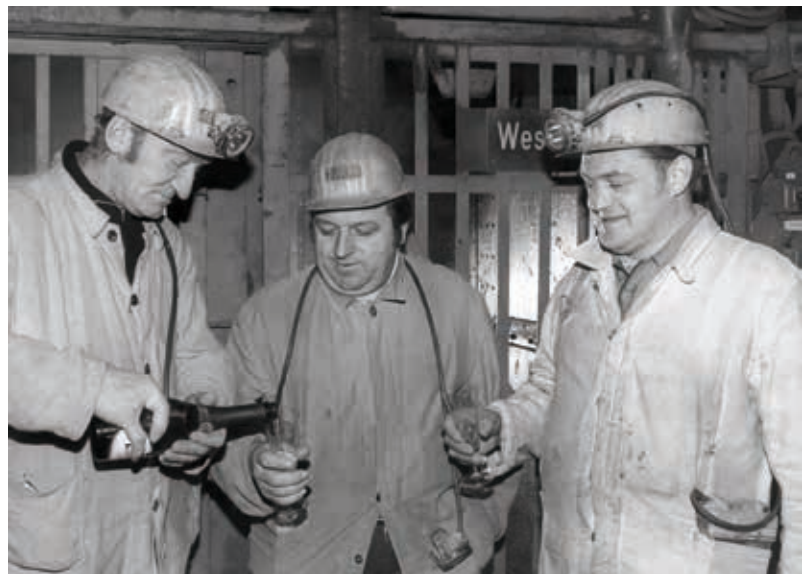


Abb. 4: Vor dem Förderkorb des Schachtes Mathilde. (Quelle: Bunte, Dezemberheft 1977).



Abb. 5: Das Foto zeigt die regelmäßige Berichterstattung vor Ort. Ein Journalist befragt ein Mitglied der Rettungsmannschaft an der Unglücksstelle zum Stand der Arbeiten.

falls mit der heutigen verglichen werden kann. Eine große Belastung bestand für viele Gerettete und deren Familien auch in dem Gerede, welches es im Dorf gab. Es wurde häufig das Gerücht verbreitet, dass die Betroffenen von jedem Reporter, der sie besucht, viel Geld erhielten. In diesem Zusammenhang passt am besten ein Satz von Heinz Kull: „Es soll keiner auf uns neidisch sein. Denn ich wünsch' keinem, was wir mitgemacht haben.“ Von den drei geretteten Bergleuten aus Barbecke leben heute noch Gerhard Hanusch und Emil Pohlai. Adolf Herbst ist der einzige Überlebende von den elf Geretteten aus dem Bruchhohlraum.

Eine Besonderheit des Lengeder Grubenunglücks bestand darin, dass es sich um die erste Katastrophe ihrer Art handelte, die live im Fernsehen übertragen wurde. Dies führte zu einem Konkurrenzverhalten der Journalisten untereinander. Welches Ausmaß die Sache annahm, lässt sich an der Tatsache erkennen, dass während der Rettungsarbeiten etwa 400 Journalisten aus aller Welt bei der Werksleitung registriert waren. (Abb. 5) Um im Konkurrenzkampf

mit den „neuen Medien“ nicht unterzugehen, brachte die Presse unter anderem Telegramme und Sonderausgaben heraus. Darüber hinaus sicherten sich die „Quick“ (im Falle der drei Geretteten von Barbecke) und der „Stern“ (im Falle der elf Geretteten aus dem Bruchhohlraum) die Exklusivrechte an den Interviews mit den Geretteten. Der „Stern“ schloss den Vertrag mit den elf Bergleuten bereits am 08.11.1963, also einen Tag nach ihrer Rettung, ab. Hier stellt sich die Frage, ob die Männer überhaupt schon geschäftsfähig waren. Aber die ca. 21.000 DM, die jeder bekam, waren zur damaligen Zeit sehr viel Geld. Auch heute noch ist das „Wunder von Lengede“ in den Medien ein Thema. Dies zeigten die zahlreichen überregionalen Beiträge anlässlich des 50. Jahrestags des Grubenunglücks von Lengede um den 24.10.2013. Auch bei Berichterstattungen über andere Grubenunglücke wird häufig ein Vergleich zu Lengede gezogen, beispielsweise bei dem Grubenunglück in Chile im Jahr 2010.

Des Weiteren hat der Spielfilm „Das Wunder von Lengede“, welcher 2003 von Sat.1 ausgestrahlt wurde, dazu beigetragen, dass Lengede wieder im Bewusstsein der Menschen verankert ist.

Für interessierte Besucher gibt es seit dem Jahr 2007 die Möglichkeit, die Dauerausstellung zur Lengeder Bergbaugeschichte und den beiden Grubenunglücken von 1963 und 1968 (Sprengstoffunglück am 26.01.) zu besuchen. Die inhaltliche und gestalterische Beratung obliegt der Arbeitsgruppe Bergbau der Ortsheimatpflege Lengede. Diese bietet nach Anmeldung, auch außerhalb der Öffnungszeiten, kostenlose fachkundliche Führungen durch die Ausstellung an.

Literatur:

Abschlussbericht des Kuratoriums Grubenunglück Lengede, März 1968. Bericht der Sonderkommission Lengede über die Ermittlungen aus Anlass des Grubenunglücks auf der Eisenerzgrube Lengede-Broistedt. Montanhistorisches Dokumentationszentrum (montan.dok), Bergbau-Archiv Bochum (BBA) 116/39. Das Wunder von Lengede. Zeitzeugen erinnern sich. Eine Dokumentation der Peiner Allgemeinen Zeitung. - Peine, 2003. Dittrich, Rudolf: Bohrentechnische Rettungsmaßnahmen nach dem Grubenunglück auf der Eisenerzgrube Lengede-Broistedt. Dezemberheft der Erdöl-Zeitschrift, 79, 1963. Nass, Karl-Heinz: Lengede – ein Jahr Angst. Die Tragödie der Geretteten, Neue Illustrierte 46, 1964. Schulze, Olaf: Bergbau. In: Lengede an der Fuhse 1151-2001. - Harsum, 2001. Staatsanwaltschaft Hildesheim, Beschluss in der Strafsache gegen [die Angeklagten], 1966. Stein, Rudolf et al.: Lengede - Werkszeitschrift der Ilseder Hütte (Sonderausgabe) Nr. 38, 1964. Treue, Wilhelm: Die Geschichte der Ilseder Hütte. - Peine, 1960.

Zeitzeugen: Siegfried Ebeling, Dieter Riechey, Helmut Webrantz, Frau Sitter, Frau Riechey, Heinz Kull. Die Aussagen wurden der Dokumentation „Das Wunder von Lengede oder Ich wünsch' keinem, was wir mitgemacht haben“ von Hans-Dieter Grabe aus dem Jahr 1979 entnommen. Adolf Herbst. Die Aussagen wurden der Dokumentation „Das Trauma von Lengede“ von Hanna Legatis aus dem Jahr 2013 entnommen. Dr. Peter Stahl. Die Aussagen wurden der Dokumentation „Norddeutsche Katastrophen. Lengede - Das Unglück.“ von Hanna Legatis aus dem Jahr 2006 entnommen.

Abbildungsnachweis: Soweit nicht anders angegeben, wurde das verwendete Bildmaterial dem Archiv der Gemeinde Lengede entnommen.

Dä Plattfaut

Das Hörbuch, Plattdeutsche Geschichten und Gedichte, jetzt als MP3-CD

Herausgegeben und bearbeitet von Rolf Ahlers, Ilse Köhler, Siegfried Mahlmann und Regina Zimmermann / Braunschweigische Landschaft e.V., Autorenwerkstatt der Arbeitsgruppe „Plattdeutsch“ / Verlag Uwe Krebs, 38176 Wendeburg, 2014. / ISBN 978-3-932030-64-29 / Gesamtspielzeit etwa 6 Stunden, Preis: 15,00 Euro.

Alle Texte dieses Hörbuches sind auch als Buch erhältlich: Dä Plattfaut, Plattdeutsche Geschichten und Gedichte, Herausgegeben von Rolf Ahlers, Ilse Köhler und Jürgen Schierer. / Verlag Uwe Krebs, 38176 Wendeburg, 2005. / ISBN 978-3-932030-34-5 / 192 Seiten, Preis: 14,50 Euro.



Fritz Bauer und die „Justitia“ von Bodo Kampmann

Text von Prof. Dr. h.c. Gerd Biegel

Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig

Es ist nicht nur der „Remer-Prozeß“ von 1952, der an Braunschweigs bedeutenden Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer erinnert und zu dem das Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte der TU Braunschweig eine Ausstellung im Kammergericht Berlin präsentiert hat. In Bauers Amtszeit entstand auch der Neubau des Gebäudes der Staatsanwaltschaft am Domplatz, das 1956 eingeweiht wurde. Besonders Anteil nahm Fritz Bauer damals an der künstlerischen Außengestaltung durch eine symbolisierte Figur der „Justitia“, die sich – leider – in großer Höhe an der Westfassade des Gebäudes, Richtung Kleine Burg, befindet. Diese Skulptur ist ein Werk des Braunschweiger Bildhauers Bodo Kampmann (1913-1978).

Kampmann lehrte von 1954 bis 1978 als Bildhauer und Professor an der Werkkunstschule und HBK in Braunschweig. Von seinen Metallskulpturen in der Stadt ist die Figur „Der Rufer“ am Chorgiebel von St. Magni sicherlich die populärste, während eine der bedeutendsten die Skulptur der „Justitia“ am Gebäude der Staatsanwaltschaft sein dürfte. Weit oben am Gebäude angebracht aber ist diese ungewöhnlich gestaltete Justitia kaum im Blick und Bewußtsein der Menschen in unserer Stadt. Dabei lohnt sich eine nähere Beschäftigung mit ihr unbedingt.

Auffallend auf den ersten Blick ist bei dieser 3 m hohen, aus 1,5 mm Kupferblech getriebenen Figur, dass die klassischen Attribute wie Waage, Schwert und Augenbinde fehlen. Diese Symbole sind teilweise als Attribute der Justitia, der Personifikation der Gerechtigkeit, seit der Antike überliefert. Seit dem Mittelalter sollten die Attribute verdeutlichen, dass das Recht unparteilich, ohne Ansehen der Person (Augenbinde), abgewogen in der Sache (Waage) und mit der notwendigen Härte (Richterschwert) gesprochen und durchgesetzt wird. So dargestellt finden wir die Justitia z. B. als Krönungsfigur am Giebel des Gewandhauses. Ganz anders dagegen Bodo Kampmanns „Justitia“: Die Figur selbst wurde von ihm als Waage gestaltet. Ohne Augenbinde und Richterschwert symbolisiert sie das Richteramt eher als



Abb. 1: Burchard Warnecke und Gerd Biegel beim Sichten der Unterlagen vor dem Interview im Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte.

das eines Schlichters, nicht als das des Henkers. Der damalige Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer hat der Kampmannschen Interpretation 1957 in einem kurzen Beitrag zur Zeitschrift



Abb. 2: Burchard Warnecke bei der Treibarbeit am Bauchteil der Justitia.



Abb. 3: Bodo Kampmann (links), ein Student und Burchard Warnecke (rechts) vor der fertiggestellten Figur an der Hofwand der Werkkunstschule.



Abb. 4: Die Justitia, in großer Höhe an der Westwand des Staatsanwaltschaftsgebäudes angebracht.

„Braunschweig - Berichte aus dem kulturellen Leben“ folgende prägnante Deutung gegeben: „Kampmanns „Justitia“ bedarf keiner mechanischen Waage, sie ist keine Gewürzkrämerin. Sie selber ist als Waage gesehen und gestaltet und im Gleichgewicht. Mit ihren Händen wiegt sie nicht Sachen und Taten, sondern Täter und Menschen, die – gemessen an ihrer Größe, der Übermenschlichkeit von Recht und Gerechtigkeit – winzige Kreaturen sind und allesamt – Ankläger und Angeklagter, Zeuge und Sachverständiger – leicht, zu leicht befunden werden“. Diese zutreffende Interpretation macht dabei nicht nur das Verständnis des Künstlers („Erkenntnis und Bekenntnis“) deutlich, sondern gibt zugleich Einblick in die zutiefst vom Humanismus geprägte Haltung von Fritz Bauer und dessen Verständnis des Rechts. Eine Anregung vom Amtsnachfolger, dem heutigen Generalstaatsanwalt Norbert Wolf, bietet eine faszinierende Interpretationserweiterung und scheint mir nicht nur nachvollziehbar, sondern würde auch sehr gut zu dem künstlerischen Verständnis von Kampmann und Bauer passen. Wolf sah nämlich, nachdem die Justitia abgenommen worden war in der Gestaltung des Kopfes eine deutliche Nähe zur Gestaltung des Christus-Kopfes beim Imervardkreuz im benachbarten Dom St. Blasii. In der neuen Höhe der Figur kann man diese Details nun wesentlich besser sehen und studieren und es lohnt dann der nochmalige Blick auch auf das Imervardkreuz, um sich seine eigene Meinung zu bilden.

An der Entstehung des Kunstwerks hatte Fritz Bauer persönlich großes Interesse und er kam auch immer wieder in das Atelier von Bodo Kampmann, um die Fortschritte der Arbeit miterleben und mit dem Künstler diskutieren zu können. Davon kann jemand berichten, der persönlich an der Entstehung der „Justitia“ teilgenommen hatte und den künstlerischen Entwurf von Bodo Kampmann mit seinen handwerklichen Fähigkeiten zum fertigen Kunstwerk gestaltete: Burchard Warnecke. Bekannt ist Burchard Warnecke in Braunschweig als Heimatforscher und „Nußberg-Warnecke“. Mit ihm konnte ich mich in einem Interview über die Herstellung und Anbringung der „Justitia“ unterhalten. (Abb. 1) Warnecke war einst Schüler der „Werkkunstschule“ am Löwenwall/Ritterstraße und deren erster AstA-Vorsitzender. Nach seiner Ausbildung wurde er Lehrer für Kunsthandwerk, Entwurfszeichnen, Kunstschmiede und Treibarbeit sowie Werkstoffkunde an der Werkkunstschule. 1953 wechselte die Schule vom Löwenwall an ihren neuen Standort an der Broitzemer Straße, wo sie sich noch heute befindet, jedoch seit 1978 unter dem Namen als Hochschule für Bildende Künste (HBK). Dort am neuen Standort hatte Bodo Kampmann 1954 die Goldschmiedeklasse übernommen und Warnecke war als sein Assistent tätig. In Warneckes Werkstatt entstand nun nach dem Entwurf und unter der künstlerischen Leitung von Bodo Kampmann die „Justitia“. Gearbeitet aus 1,5 mm dickem Kupferblech, wurde die Figur in einzelnen Teilen durch sorgfältige Treibarbeit hergestellt, eine Kunst, die Burchard Warnecke perfekt beherrschte. (Abb. 2) Selbst die kleinen Figuren waren aus Teilen zusammengesetzt, die einzeln getrieben wurden und schließlich hart gelötet bzw. zusammengeschweißt wurden. Alle drei Figuren waren hohl gearbeitet und erhielten im Inneren ein Versteifungsgerüst. Warnecke erinnert sich an die Begeisterung von Kampmann und Bauer, als die gesamte Figur erstmals an der Wand im Hof der Werkkunstschule angebracht und in ihrer ganzen Wirkung zur Geltung kam. (Abb. 3) Schwierig dann wurde die Montage der schweren Skulptur. Burchard Warnecke musste mit einem Kollegen geradezu wagemutig in großer Höhe auf einem Holzgerüst arbeiten, als die „Justitia“ schließlich am Donnerstag, dem 8. März 1956 am neuen Gebäude der Staatsanwaltschaft angebracht wurde und seitdem auch an die Ideen und das Wirken von Fritz Bauer erinnert. Bereits damals stellte die lokale Presse die Frage, ob diese wunderbare Symbolfigur der „Justitia“ nicht in zu großer Höhe angebracht ist, um bewusst wahrgenommen zu werden. (Abb. 4)



Der Vorschlag, die Figur „sichtbarer“ werden zu lassen und an einen Platz in niedrigerer Höhe an der zum Domplatz liegenden Nordwand der Staatsanwaltschaft anzubringen, damit sie besser zu sehen ist, hat sich in relativ kurzer Zeit realisieren lassen und ich bin sicher, dass es sich gelohnt hat und der neue Standort am Gebäude am Fritz-Bauer-Platz 1 der Bedeutung dieser ungewöhnlichen „Justitia“ angemessen ist. (Abb. 5-7)

Abb. 5-7: Die Anbringung in niedrigerer Höhe an der Nordwand des Staatsanwaltschaftsgebäudes wird vorbereitet – ist geschehen.

Abbildungsnachweis: Fotos und Repros 1-6: Gerd Biegel, 7: Rolf Ahlers.



Als Schapen noch einen „richtigen“ Bahnhof hatte

Text von Horst Schmidt

Erste Vorbemerkung

Schapen liegt östlich des Naturschutzgebietes Riddagshausen. Bis zum Zweiten Weltkrieg blieb es eine Gemeinde, die hauptsächlich durch Landwirtschaft und kleinere Betriebe geprägt worden war. Eine Ausnahme bildete die Konservenfabrik, die von 1905 bis 1961 hauptsächlich Spargel und andere Gemüsearten verarbeitete. Etwa 16 Angestellte und bis zu hundert Saisonarbeitskräfte fanden hier ihr Auskommen bzw. ihr Zubrot. Nach 1945 kamen erst Vertriebene und später „landluft hungrige“ Städter in den Ort. Die Landwirtschaft kam in den 1980er Jahren zum Erliegen, der Charakter der Gemeinde wandelte sich vom Bauerndorf zur Wohnsiedlung.

Zweite Vorbemerkung

Der erste Zug der Braunschweig-Schöninger-Eisenbahn (BSE) startete 1901 am Nordbahnhof in Braunschweig. Dieser diente bis dahin als Endbahnhof der Braunschweigischen Landes-eisenbahn (BLE), nun war er zum Durchgangsbahnhof umgebaut worden. Von 1901 bis 1920 überqueren die Züge der BSE auf

einer Brücke die Eisenbahnstrecke Braunschweig-Gifhorn. Anschließend begannen und endeten die BSE-Züge in Glesmarode an der „Kurze Kampstraße“, dort hatte die BSE ihren eigenen Endbahnhof – Braunschweig Nordost – in Betrieb genommen.

Verzögerte Startphase in Schapen

Während 1901 die BSE ihren Schienenverkehr aufnahm und damit die Züge durch die Schapener Feldmark (Abb. 1) und anschließend durch das Waldgebiet der „Buchhorst“ (Abb. 2) in Richtung Rautheim-Schöningen dampften, ging in Schapen alles seinen Gang, wie zu „Urväter Zeiten“. Aber die positiven Erfahrungen der Dörfer, die einen Bahnhof an

Abb. 1: Ein Ausflugszug fährt 1970 durch die Schapener Feldmark.





der Eisenbahnstrecke hatten sowie der Bau der Konservenfabrik und dessen mögliche verkehrliche Anbindung, änderte die vorher ablehnende Meinung der Schapener Bürger. Der Bauer Otto Knopf gab kostenlos einen Teil seiner Wiese her und der Gemeinderat finanzierte den Bau der Zufahrtsstraße. Die BSE baute daraufhin an der eingleisigen Strecke ein Ladegleis und einen Bahnhof, der am 1.10.1906 eingeweiht wurde. Im Erdgeschoss befanden sich die Diensträume, im Obergeschoss die Wohnung des „Bahnhofsvorstehers“. (Abb. 3)

Die Bedeutung des Bahnhofes für Schapen

In erster Linie profitierte die Konservenfabrik vom Gleisanschluss. Ihre Konserven – Spargel von einer allein in Schapen 50 Hektar großen Anbaufläche sowie u.a. 400000 Dosen Erbsen pro Jahr – gelangten eine Zeit lang in alle Welt. Die Landwirte – auch aus den umliegenden Dörfern – konnten nun auch bequemer Kartoffeln und Zuckerrüben absetzen und notwendige Düngemittel einfacher beziehen. Der vorherrschende Sandboden mit einer Bodengüte von weniger als 35 Punkten (von 100 möglichen) erforderte diese Zugaben. Brennmaterialien wie Kohlen und Torf außerdem Bauholz für die Zimmerei Diersing kamen auf diese Art günstiger an ihre Abnehmer. Nicht vergessen werden soll das Stückgut, das bequem im Lagerraum des Bahnhofs auf den Weitertransport warten konnte.

Der Personenverkehr war von geringerer Bedeutung. Berufstätige fuhren mit dem Fahrrad zur Arbeit oder mit der Straßenbahn, die bis 1948 zur Petzvalstraße fuhr und 1974 bis an den „Grenzweg“ in Volkmarode verlängert worden war. Bedeutsamer war da schon der Ausflugsverkehr: die Waldgaststätte „Schäfersruh“, 1905/06 erbaut und nach ihrem Erbauer benannt, zog an Wochenenden zahlreiche Menschen an. (Abb. 4) Verschwiegen werden soll aber nicht, dass „einige“ Braunschweiger bis nach Lucklum/Elm fuhren, um in der Gaststätte „Elmwarte“ oberhalb von Erkerode einzukehren. Die 1945 erfolgte Trennung in Ost- und Westzonen wirkte sich nicht sofort aus – 1948 beförderte die BSE immerhin 872.000 Personen. Aber der zunehmende Busverkehr und private Pkws beeinträchtigten den Personenverkehr dermaßen, dass dieser am 1.10.1954 eingestellt wurde.

Der Güterverkehr der BSE basierte u.a auf der Salzförderung in Schöningen und in der Asse (bis 1964), auf den Produkten des Elmkalkwerkes in Hemkenrode sowie auf den Zuckerrüben, die im Vorland des Elms geerntet wurden. Die lediglich linienhafte Anbindung des Zuckerrübenanbaugebietes durch die Bahn bekam durch die flächenhafte Erschließung durch LKWs eine bedrohliche Konkurrenz, die nach Aufgabe der Salzförderung in Schöningen schließlich am 30.06.1971 zur Einstellung des Eisenbahnbetriebes führte. Ein weiterer Grund für die Stilllegung der Strecke war die beabsichtigte Elektrifizierung der Bundesbahnstrecke Braunschweig-Helmstedt-Magdeburg, die den Abriss der BSE-Brücke über diese Bahnstrecke (Abb. 5) wegen zu geringer Höhe erforderte.

Abbildungen von oben nach unten:

Abb. 2: Ein Zug fährt 1959 durch das Waldgebiet Buchhorst.

Abb. 3: Der Bahnhof Schapen.

Abb. 4: Die Waldgaststätte „Schäfersruh“.

Abb. 5: Ein Sonderzug überquert 1968 die Brücke der BSE über die Eisenbahnstrecke Braunschweig-Magdeburg.



Das bittere Schicksal des Bahnhofs in Schapen

Im Jahr 1972 begann man mit dem Rückbau der Gleisanlagen. Der Bahnhof wurde von einem Schapener Bürger erworben, um nach seinem Abriss einen Bungalow zu bauen. Eine Bürgerinitiative wandte sich dagegen und nach längerem Streit mit der Stadtverwaltung und vor Gerichten ging 1978 die Immobilie samt dazugehöriger Fläche in den Besitz der Stadt Braunschweig über. Der Bahnhof verfiel zusehends. (Abb. 6) Naturschutzverbände und die GRÜNEN drängten im Rat der Stadt auf einen Abriss des Gebäudes. Die etwas südlich des Bahnhofs gelegene Gaststätte „Schäfersruh“ sollte abgebaut und an anderer Stelle in Braunschweig wieder errichtet werden. Dagegen machte der 1979 gegründete Bürgerverein mobil und viele Braunschweiger protestierten ebenfalls, so dass die Stadt den Beschluss zum Abriss aussetzte.

Man soll die Hoffnung nicht aufgeben

Im Jahr 2000 wurde das Bahnhofsgebäude „als qualitativvolles Eisenbahngebäude im ländlichen Raum“ als Kulturdenkmal anerkannt und von der Stadt als solches aufgenommen. Nach zahlreichen, leider vergeblichen Nutzungsvorschlägen des Bürgervereins konnte der Stadtkämmerer Dr. Rainer Zirbeck in Prof. Dr. Bernd Schierwater von der Tierärztlichen Hochschule in Hannover einen ernsthaften Interessenten für den verfallenen Bahnhof finden. 2001 begannen die Restaurierungsarbeiten, seit 2003 wird der Bahnhof (Abb. 7) als ökologische Forschungsstation genutzt, umgeben vom Naturschutzgebiet Riddagshausen.

Der Bürgerverein konnte schließlich noch einen „i-Punkt“ draufsetzen, indem er zwei Gleisstücke (Abb. 8) vor dem nun zweckentfremdeten, aber sinnvoll genutzten Bahnhof verlegen ließ. Hinzu kam ein aus dem Jahr 1898 stammender Güterwagen nach aufwendiger Restaurierung. Es fährt zwar kein Zug mehr am Bahnhof vorbei, aber die Erinnerung an vergangene Zeiten ist so wieder lebendig geworden.

Abb. 8: Der Bahnhof ist restauriert, links im Vordergrund der restaurierte Waggon auf dem Gleis. Hinweis: Aus gestalterischem Gesichtspunkt steht der Waggon auf dem einst durchgehenden Streckengleis. Das davon abzweigende Ladegleis – durch das zweite Gleisstück angedeutet – befand sich zwischen Streckengleis und Bahnhofsgebäude.

Abbildungsnachweis: Abb. 1, 2, 5: Ralf Götte; Abb. 3, 4: Bildspaziergang durch Alt-Braunschweig, 2003, Federzeichnungen von Wolfgang Multzsch; Abb. 6, 7: Horst Schmidt; Abb. 8: Uwe Poppe.

Quellen: Kiekenap, Bernhard: Schapen – Geschichte eines braunschweigischen Dorfes. - Braunschweig, 1990. Auskünfte von Hans-Jürgen Möhle, Ortsheimatpfleger in Braunschweig-Gliesmarode. Unterlagen der Stadtverwaltung Braunschweig.



Abb. 6: Der Verfall des Bahnhofs ist offensichtlich.



Abb. 7: Restaurierung des Bahnhofs oder: Ein Bahnhof auf Stelzen.



1914 – ... und plötzlich brach der Weltkrieg aus – Der Anfang vom Ende des Herzogtums Braunschweig

Text von Ernst-August Roloff

Die nachfolgenden Betrachtungen beziehen sich mehrfach auf die folgenden Publikationen, die zur Ergänzung bzw. Vertiefung empfohlen werden:

1. Hans Ulrich Ludewig: Residenzschloss und Rotes Schloss. In: Dokumente 03. 1913: Jubeljahr? – Trubeljahr? Das Ende des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg. Theologisches Zentrum Braunschweig (Hrsg.). – Braunschweig, 2013, S. 26-39

2. Reinhard Bein: Unruhige Jahre für den Löwen. Reiseführer Land Braunschweig 1912-1932. – Braunschweig, 2011, S. 14-19: Das Residenzschloss und S. 38-45: Der Volksfreund. Dieser Publikation wurden mit freundlicher Genehmigung des Autors die 3 Abbildungen entnommen.

Haben die Braunschweiger die Vorkriegszeit, genauer: die Jahre von 1912 bis 1914, anders erlebt als die Menschen im Rest Deutschlands? Auf den ersten (Rück-)Blick scheint die Antwort auch nach 100 Jahren eindeutig zu lauten: Als am 28. Juni 1914 die Nachricht vom Attentat auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gattin in aller Welt Entsetzen, Empörung und wohl auch Angst vor unabsehbaren Folgen auslöste, ahnte niemand, dass ein vier schreckliche Jahre dauernder Krieg bevorstand, der nicht nur die Machtverhältnisse zwischen und in den beteiligten Staaten, sondern auch die Gesellschaftsordnung bis in das Alltagsleben grundlegend verändern werde. Zumindest zu diesem Zeitpunkt waren weder die Regierungen und die Armeen noch die Wirtschaft oder gar die Völker auf einen Krieg vorbereitet, mit Ausnahme von Österreich-Ungarn, das den willkommenen Anlass sah, in wenigen kurzen Schlägen das verhasste Serbien auszuschalten. Des militärischen Beistandes des Deutschen Reiches sicher, glaubten die Militärs, dass Russland (noch) nicht in der Lage sei, Serbien militärisch beizustehen – ein wahrhaft katastrophaler Irrtum, der auf einer völligen Fehleinschätzung der durch die beiden Balkankriege 1913 und 1914 entstandenen Machtkonstellationen beruhte.

Die Masse der Völker Europas aber wusste nicht, was sich in den Balkankriegen wirklich ereignete, nämlich grausame Völkermorde und brutale Machtkämpfe um die Beherrschung



Abb. 1: Das Herzogspaar beim Einzug in das Residenzschloss am 3. November 1913.



Abb. 2: Herzogin Victoria Luise besucht verwundete Soldaten in dem zum Lazarett umgerüsteten Teil des Residenzschlosses.



Abb. 3: Das Rote Schloss am Ackerhof gegenüber der Einfahrt zum Residenzschloss 1914.

von Regionen, in denen zuvor Menschen unterschiedlichen Glaubens unter türkischer Herrschaft um ihre „Freiheit“ kämpften, sich nun aber gegenseitig das Existenzrecht als eigene Nationen streitig machten. Wenn überhaupt Zeitungen darüber berichteten, dann oft mit erheblicher Verspätung; denn die wenigen professionellen Korrespondenten vor Ort, die ihre Nachrichten oft aus zweiter Hand erhielten, berichteten in Form von Telegrammen an Agenturen und Redaktionen, die ihren Lesern nur das weitergaben, was politisch opportun war. So war im deutschen Bürgertum noch immer die Stammtisch-Mentalität lebendig, die Goethe im „Faust“ schilderte:

„Nichts besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen.“

In naiver Ahnungs- und Sorglosigkeit berauschten sich die Menschen an den Fortschritten der modernen Technik, die das Leben in allen Bereichen leichter und die Menschen zufriedener machten: die vielseitige Nutzung der Elektrizität, das Telefon, Luftschiffe und Flugzeuge, das Auto, das Kino und anderes mehr. Vor allem, wenn auch nicht nur, die Deutschen wussten aus eigener Erfahrung nicht, was Krieg für das Volk bedeutet, lebten sie doch seit 40 Jahren im tiefsten Frieden mit dem im atemberaubenden Fortschritt der Technik sichtbar wachsenden Wohlstand. Die Kriege, die von Preußen – d. h. Bismarck – angezettelt wurden, um Deutschland unter seiner Führung zu einem neuen starken Reich zu einen – 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich und 1870/71 gegen Frankreich – lagen weit zurück und waren legendäre Erinnerung. Sie wurden ausschließlich von den Armeen geführt und die Zivilbevölkerung war nur betroffen, wo Soldaten kämpften, sie dauerten nur wenige Monate, nicht zuletzt dank der Fähigkeit der Heerführer und der Kampfbereitschaft der Soldaten. Wenn es denn die Feinde so wollten, so würde auch ein neuer Krieg den weiteren Weg zu Deutschlands herrlicher Zukunft nur kurz unterbrechen.

Das war 1914 die vorherrschende Stimmung im Volke – wie vor allem in Preußen so auch in Braunschweig, allerdings mit einer Besonderheit: Sofern „Braunschweiger“ zu sein, bedeutete, zum Herzogtum Braunschweig (-Lüneburg) zu gehören, war für sie das ganze Jahr 1913 – gemäß der Devise, dass den Menschen das Hemd näher sei als der Rock, d. h. die Heimat näher als der Balkan und der Rest der Welt – beherrscht vom glücklichen Ende der herzoglosen, der schrecklichen Zeit, und der Hoffnung auf einen Neubeginn der fast 700jährigen Herrschaft der Nachkommen Heinrichs des Löwen: Im Mai 1913 durfte die einzige Tochter des Kaisers Wilhelm II., Victoria Luise von Hohenzollern, den Welfenprinzen Ernst August von Hannover heiraten und als dessen Gattin im November als Herzogin von Braunschweig-Lüneburg in die Residenz in Braunschweig einziehen. Die Selbstständigkeit des Herzogtums schien gerettet, die jahrzehntelange Gefahr einer Annexion durch Preußen gebannt. (Abb. 1)

Aber die scheinbare Souveränität war auch für die vielen vor allem bürgerlichen Anhänger der Monarchie mit einem schweren Makel belastet: Der Herzog von Braunschweig (-Lüneburg) musste in die preußische Armee eintreten und

den Fahneneid auf den König von Preußen leisten. Damit verzichtete er auf das bis dahin selbstverständliche Kernstück monarchischer Souveränität, den Oberbefehl über eine eigene Armee: Auch die glorreichen Braunschweiger 17er Husaren und die 92er Infanteristen standen damit unter preußischem Kommando. Als wenige Monate später der (1.) Weltkrieg ausbrach, diente der junge Herzog in den Stäben preußischer Generale, und nicht an der Front als Kommandeur eigener Truppen, was ihn allerdings möglicherweise vor dem Schicksal seiner als Freiheitshelden verehrten Vorgänger Carl Wilhelm Ferdinand (+ 1806) und Friedrich Wilhelm (+ 1815) bewahrt hat.

Zum Regieren des Landes war ihm auch in den wenigen Monaten von seinem Amtsantritt bis dem Ausbruch des Weltkrieges am 1. August 1914 wenig Zeit geblieben, zwang ihn doch die Tradition zu etlichen Antrittsbesuchen bei Seinesgleichen und Verwandten. Vergeblich hatten weite Kreise des liberalen Bürgertums und vor allem die Arbeiterschaft in Braunschweig auf ein Zeichen gehofft, dass er die völlig antiquierte Wahlordnung des Herzogtums zu Gunsten des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts, auch für Frauen, reformieren werde. Als der Krieg ausbrach, übertrug Ernst August die Regierungsgewalt seiner jungen Gattin und ließ verlauten, dass nun erst einmal alle Kräfte für den baldigen Sieg eingesetzt werden müssten, dem auch die Arbeiterschaft entsprechende Wünsche nachordnen werde. Die Herzogin übernahm die Rolle der fürsorglichen Landesmutter und ließ einen beträchtlichen Teil des Residenzschlosses zum Lazarett umbauen. (Abb. 2)

Indessen gewinnt unter diesem Aspekt ein Ereignis, das sich in unmittelbarer Nachbarschaft des Residenzschlosses vollzog, eine geradezu symbolische Bedeutung: die Errichtung eines repräsentativen Gebäudes, das schon bald wegen seiner roten Backsteinfassade das „Rote Schloss“ genannt wurde. Das passte genau zu seinem Zweck, denn es wurde Sitz der bereits 1871 von dem sozialdemokratischen Getreidekaufmann Wilhelm Bracke gegründeten Parteizeitung „Volksfreund“, die sich – seit Aufhebung des so genannten Sozialistengesetzes durch Wilhelm II. 1890 bis 1913 zu einer Tageszeitung mit einer Auflage von über 16.000 und einem wirkungsvollen Kampfmittel der SPD entwickelt hatte. Die SPD, seit der Reichstagswahl 1912 die stärkste Partei im Lande, verdankte ihre Erfolge vor allem dem Kampf um das Wahlrecht und in der Stadt Braunschweig dem engen Bündnis mit den Gewerkschaften, die nun ebenso wie die SPD-Landesführung ihre Geschäftsstellen im neuen Gebäude am Ackerhof/Ölschlagern demonstrativ als Opposition zum Residenzschloss einrichteten. (Abb. 3)

Das Herzogspaar, das im November 1913 unter dem Jubel des Bürgertums in das Residenzschloss einzog, hatte nicht nur täglich die Fassade des Roten Schlosses vor Augen, sondern immer wieder auch demonstrierende Arbeiter, die vom jungen Herzog immer nachdrücklicher Mitbestimmungsrechte verlangten, aber auch ihre Furcht vor einem kommenden Krieg artikulierten, vor dem im „Volksfreund“ führende Sozialdemokraten immer eindringlicher warnten. Wenn überhaupt davon etwas wirklich wahr- und ernstgenommen wurde, dann ging es im Jubel über die vermeintliche Rettung des Herzogtums Braunschweig unter; ansonsten aber war die Stimmung

im Volke nicht anders als im Rest Deutschlands:

Die große Mehrheit der Bevölkerung wählte sich bis zum Juli 1914 ahnungslos in einem Zustand des glücklichen Friedens, des wachsenden Wohlstandes und vor allem des technischen Fortschrittes. Nicht bewusst war allerdings den meisten Menschen, dass die technische Entwicklung auch die Kriegsführung grundlegend veränderte, wobei nicht nur an Flugzeuge, U-Boote, Panzerfahrzeuge, damals Tanks genannt, als Waffen eingesetzt, sondern auch die Feuerwaffen vom Gewehr bis zu den schweren Geschützen mit präzisen Zieleinrichtungen und „wirksamerer“ Munition versehen wurden, z. B. mit Giftgasen, und Flammenwerfern. Das alles erwies sich schon nach wenigen Monaten nicht nur als kriegsverlängernd, sondern kriegsentscheidend; die kämpfenden Soldaten wurden zum Menschenmaterial entwürdigt. Waren vormem neben den Menschen vor allem Pferde für die mobile Kriegsführung nötig, so traten an ihre Stelle schnell und wirksam Motorfahrzeuge, die allerdings Treibstoffe und Ersatzteile benötigten.

Kaum begonnen, wurde der Krieg zu einer katastrophalen

Belastung der gesamten Bevölkerung, für die sich der Begriff „Heimatfront“ rasch durchsetzte. Die wichtigste Folge dieses „totalen Krieges“ aber war die Stellung der Frauen in der Gesellschaft, denn innerhalb kürzester Zeit mussten sie nahezu alle Tätigkeiten übernehmen, die bis dahin ausschließlich Privilegien der Männer waren. Am Ende stand die „Dolchstoßlegende“, dass die kämpfende Truppe „im Felde unbesiegt“ von der Heimatfront zur Kapitulation gezwungen wurde – eine zynische Schutzbehauptung als Propagandamunition für die Vorbereitung des 2. Weltkrieges.

In Braunschweig ging mit dem Weltkrieg auch die Monarchie am 8. November 1918 zu Ende und die Macht – allerdings vorübergehend – vom Residenzschloss auf das Rote Schloss über und dieses in die Hand der revolutionären Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei. Die Revolution bot dem Volke nun die Chance eines Neubeginns: Das allgemeine Wahlrecht auch für Frauen, d. h. die Demokratie. Haben die Deutschen in der Weimarer Republik, die Braunschweiger im „Freistaat Braunschweig“ sie genutzt? Wir alle kennen die Antwort.

Brief des Missionars Ludwig Stobwasser an den Steuerrat Friederich Langerfeldt

Text von Otto Pfungsten

Im Stadtarchiv Braunschweig liegt ein Brief, den Ludwig Stobwasser im Namen seines Vaters kurz vor den Weihnachtstagen des Jahres 1826 an Friederich Langerfeldt geschrieben hat. Dieses kleine Schreiben gewährt einen interessanten Einblick in das religiöse und kulturelle Leben unserer Stadt im frühen 19. Jahrhundert.

Absender dieses Schreibens war der jüngste Sohn des hier in Braunschweig hoch angesehenen und geachteten Lackfabrikbesitzers Johann Heinrich Stobwasser (1740-1829). Dieser aus dem Voigtland stammende Unternehmer hatte aus seiner Heimat außer seiner Kenntnis der Lackherstellung auch seine Bibel mitgebracht und seinen tief verwurzelten christlichen Glauben. Geprägt war dieser Glaube von dem sächsischen Reichsgrafen Nikolaus von Zinzendorf (1700-1750), der als frommer Pietist in seinem Ort Herrnhut eine „Brüdergemeine“ ins Leben gerufen hatte. Diese Herrnhuter hatten damals in Deutschland großen Zulauf. Nur in Braunschweig nicht: in unserer Stadt hatte Herzog Anton Ulrich bereits im Jahr 1692 das sogenannte Antipietistengesetz erlassen. Bis zum Jahr 1832 blieb dieses in Geltung. Allerdings muss man den Braunschweiger Herzögen und ihren Räten zu Gute halten, dass sie die Gewissensfreiheit ihrer Untertanen weitgehend geachtet haben. Man war tolerant; verfolgt oder gar ins Gefängnis geworfen ist wegen seiner Religion in unserem Herzogtum damals keiner mehr.

Bestes Beispiel dafür ist Johann Stobwasser. Er hatte, nachdem er 1772 von Herzog Carl sein Haus in der Echternstraße geschenkt bekommen hatte, dort einen Betsaal eingerichtet. Prediger aus Herrnhut (Nikolaus Neißer, Ludwig Ferdinand Lambert und Johann Christoph Schreiber) haben dort und im nahegelegenen Bortfeld Andachten und Bibelstunden abgehalten.

Johann Stobwassers Lackmanufakturen – nach Braunschweig hatte er auch eine Fabrik in Berlin gegründet – hatten bald einen hervorragenden Ruf; fast alle Fürstenhöfe Europas zählten zu seinen Kunden. Als Stobwasser seinen 75. Geburtstag feierte, konnte er dankbar auf ein gelungenes Lebenswerk zurückblicken. Stolz konnte er auch auf seine beiden Söhne sein, die hervorragende Ausbildungen auf Herrnhuter Schulen genossen hatten. Christian, der älteste, war inzwischen in seine Fußstapfen getreten und hatte die Leitung der Fabriken übernommen. Ludwig war Prediger geworden und hatte 1823/24 zwei Jahre als Herrnhuter Missionar in Jamaika und Antigua verbracht. Eigentlich hätte Johann Stobwasser nun die Beine hochlegen und in Ruhe die Früchte ernten können, die er gesät hat. Aber im Sommer 1815 hat er doch noch ein weiteres Projekt in Angriff genommen. Im Ballsaal des Medizinischen Gartens (der lag ganz in der Nähe des Kohlmarkts, also im Zentrum der Stadt) hat er eine Bibelgesellschaft ins Leben gerufen. Zweck dieser Gesellschaft sollte es sein, kostenlos oder stark verbilligt Bibeln im Herzogtum zu verteilen. Erstaunlich viele Honoratioren Braunschweigs haben diese Gesellschaft aktiv unterstützt: „Protector und Patron“ wurde Herzog August, der ältere Bruder des „Schwarzen Herzogs“; als Präsidenten stellten sich die leitenden Minister des Herzogtums, von Schmidt-Phiseldeck und von Schleinitz, zur Verfügung. Und im Direktorium der Gesellschaft arbeitet so bekannte Persönlichkeiten wie General Olfermann, Bankier Löbbbecke und Verleger Viegweg mit. Schatzmeister war in den ersten Jahren sein Sohn Christian Stobwasser. Allerdings wurde 1818 die Zentrale der Lackfabrik von Braunschweig nach Berlin verlegt und Christian Stobwasser verließ mit seiner Familie die Stadt. Damit gingen nun auch die Aktivitäten der Bibelgesellschaft spürbar zurück. Darüber hinaus stellten sich bei Johann Stobwasser ver-

stärkt Krankheiten des Alters ein; seine Augen und auch seine Ohren verweigerten immer mehr ihre Dienste. Da keine neuen Mitglieder gewonnen wurden, siechte die Gesellschaft langsam dahin.

In dieser Situation lässt nun Vater Stobwasser einen Brief an Friederich Langerfeldt schreiben:

Seiner des Herrn Steuerrath Langerfeld Wohlgeboren allhier
Braunschweig, den 17ten Decbr. 1826

Herrn Steuerrath Langerfeld, Wohlgeboren
Secretair der Braunschweiger Bibelgesellschaft
Hochzuverehrender, werthgeschätzter Herr,
dem Wunsche meines Vaters gemäß gebe ich mir die Ehre, Ihnen zu melden, wie ich von SE Herrn Pastor Assman vernommen, dass der Herr General Superintendent in dem letzten Colloquio die Bibelgesellschaft seinen Collegen zum Beitritt u. zur Unterstützung empfohlen habe. Was hiernächst von Seiten der Bibelgesellschaft zu thun sey, um sich diese schätzbare Unterstützung zuzusichern, wird billig der Ueberzeugung u. dem Ermessen der Repräsentanten dieser werthen Gesellschaft anheim gestellt. Ueber eines möchte mein Vater sich doch gern Ihre gütige Belehrung erbitten; ob u. auf welche Weise es rathsam seyn möchte, die Sache der Bibelgesellschaft durch SE Herrn Abt Hoffmeister der Begünstigung des Consistorii in Wolfenbüttel gehorsamt zu empfehlen?

Aus Neuwied am Rhein meldete uns mein Schwager Roentgen, Prediger der evangelischen Brüdergemeinde allda, u. einer von den Directoren der dasigen ziemlich verbreiteten u. thätigen Bibelgesellschaft, daß dieselbe, obgleich aus verschiedenen Religionspartheyen bestehend, deren Geistliche thätige Mitglieder derselben sind, darin übereingekommen sey, daß sie kein Bedenken haben, Bibeln ohne Apocryphen zu vertheilen. Die Londoner Bibelgesellschaft hat diese Erklärung so erfreut, daß sie für die Neuwieder Gesellschaft mit einer Sendung von 1000 gebundenen Bibeln ohne Apocryphen unterstützt, wodurch dieselbe mit ihren Hülf-Bibelgesellschaften neues Leben erhält.

Sollten Ihre vielen u. wichtigen Berufsgeschäfte Ihnen einmahl einen Augenblick übrig lassen, den Sie zum Besuch meines Vaters zu verwenden für möglich fänden, so würden Sie ihm dadurch eine unbeschreibliche Freude verursachen u. vielleicht besser als jemand sonst im Stande seyn, seine Hofnungen in Absicht der hiesigen Bibelgesellschaft, die seinem Herzen so nahe liegt, aufs neue zu beleben.

Er läßt sich Ihrem Wohlwollen u. Ihrer Freundschaft aufs neue bestens empfehlen u. ich verharre in schuldiger Hochachtung u. Ehrerbietung
hochzuverehrender Herr Steuerrath,
Ihr ergebener Diener
Ludwig Stobwasser

Dieser Langerfeldt (1773-1848) war nicht nur Inhaber eines florierenden Tuch- und Modegeschäfts in Braunschweig, er hatte sich auch in vielen öffentlichen Ämtern engagiert.

Wegen seiner Verdienste wurde er im Jahr 1820 mit dem Titel „Landessteuerrat“ geehrt. Bei der Gründung der Bibelgesellschaft wurde er zum Geschäftsführer („Secretair“) gewählt. Langerfeldt gehörte offensichtlich zu den wenigen Braunschweigern, die das Anliegen dieser Gesellschaft aus vollem Herzen unterstützten. Stobwasser wollte mit seinem Brief offensichtlich erreichen, dass sich die Landeskirche und die Pfarrerschaft, die sich bisher auffällig zurückgehalten hatten, nun der Bibelgesellschaft annehmen. Als Vorbild erwähnt er die Stadt Neuwied am Rhein. Zu diesem Ort hatten die Stobwassers beste Beziehungen. Denn die Familie Roentgen – selbst alle fromme Herrnhuter Christen – besaß dort eine florierende Möbelfabrik. Aus den daraus sich ergebenden Geschäftsbeziehungen waren dann später auch Familienbeziehungen geworden: Henriette, die einzige Tochter Johann Stobwassers, hatte 1804 den Theologen Philipp Roentgen geheiratet und Johann Stobwasser selbst war nach dem Tod seiner ersten Frau eine Ehe mit Katharina Roentgen eingegangen. So weiß Johann Stobwasser, dass in Neuwied Vertreter unterschiedlicher

The image shows a close-up of the handwritten address field of the letter. The text is written in a cursive script on aged paper. It reads: "Seiner des Herrn Steuerrath Langerfeld Wohlgeboren allhier". The word "allhier" is written at the bottom right of the address field.

Abb. 1: Anschriftenfeld des Briefes.

Konfessionen in der dortigen Bibelgesellschaft sehr erfolgreich zusammenarbeiten und offenbar – von Engländern unterstützt – auch Bibel ohne Apokryphen verteilen. (Die apokryphen Bücher wie Judit, Tobias, Baruch oder Jesus Sirach befinden sich im Anhang des Alten Testaments. Im Jahr 1825 war es zum sog. Apokryphenstreit mit der Muttergesellschaft BFBS („British and Foreign Bible Society“) in London gekommen: Die Engländer bestanden auf Bibeln ohne Apokryphen, für die meisten deutschen Landeskirchen war das aber nicht akzeptabel.)

Viel bewirkt hat dieser Brief von Ludwig bzw. Johann Stobwasser aber nicht. In Braunschweig waren damals „sämtliche 14 Prediger meiner Vaterstadt einem strengen Rationalismus ergeben“ – so beschreibt der spätere Stadtsuperintendent Wilhelm Beste in seinen Lebenserinnerungen die kirchliche Situation im Jahr 1830. Bibelfrömmigkeit und Pietismus wurden von fast allen Pfarrern in unserem Herzogtum abgelehnt. Auch im Wolfenbütteler Konsistorium ist aus ähnlichen Gründen das Interesse an der Bibelgesellschaft nur gering.

Mit dem Tod von Johann Stobwasser 1829 stellt deshalb die Braunschweiger Bibelgesellschaft ihre Aktivitäten ein. Allerdings übergibt erst im September 1847 – ein Jahr vor seinem Tod – Friederich Langerfeldt alle Unterlagen dem Herzöglichen Staats-Ministerium; er erklärt damit zugleich die Braunschweiger Bibelgesellschaft für aufgelöst.

Vogelkundliche Besonderheiten im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche im Jahr 2014

Text und Fotos von Rolf Jürgens

Auch im Jahre 2014 konnte man im Wasservogelreservat einige vogelkundliche Besonderheiten beobachten. So waren von Anfang April bis in den August hinein ein bis drei Schwarzstörche schon fast regelmäßig im Wasservogelreservat und im Stadtgebiet von Schöppenstedt zu sehen. Während der Brutzeit hörte man den harten und lauten Gesang des Drosselrohrsängers, was auf eine Brut schließen lässt. Flusseeeschwalben, Trauerseeschwalben, Weißbart- und Weißflügelseeschwalben waren auf dem Zug zu beobachten. Zahlreiche Wasser- und Watvögel und über 17 rastende Silberreiher. Auch die Wasserralle führte zwei Jungvögel und brütete damit mit Erfolg im Wasservogelreservat.



Abb. oben: Nachtreiher-Jungvogel
Abb. 1 links : Nachtreiher Altvogel im Prachtkleid
Abb. 2 links: Schwarzstorch
Abb. 3 links: Silberreiher



Der Höhepunkt war für mich der Freitag, 25. Juli 2014, an dem ich voller Erstaunen einen Nachtreiher-Jungevogel teils aus nächster Nähe beobachten konnte. Später erschien noch ein zweiter Jungvogel. Die Nachtreiher hielten sich mehrere Tage auf, und ich konnte sie an zwei verschiedenen Tagen beobachten. Der Nachtreiher ist in Deutschland vom Aussterben bedroht und in der Kategorie 1 der „Roten Liste“ aufgeführt. Sein Lebensraum sind überflutete Weichholzauen, Busch- und Baumgruppen in der Verlandungszone von Seen, Teichen und in Bruchwäldern. Brutvorkommen in Deutschland gibt es vor allem in Bayern, auch in Sachsen-Anhalt und in den 1970er Jahren in Hessen. Der Nachtreiher ist ein Koloniebrüter und brütet gern in anderen Reiherartenkolonien. Er ist dämmerungs- und nachtaktiv, tagsüber ruht er in der Deckung von Büschen und Bäumen sowie auch im Schilf. Nachtreiher brüten im Raum Landshut am Edinger Stausee, bei Regensburg an der Donau und in anderen Regionen Bayerns. Brutzeitvorkommen gibt es in Baden-Württemberg, Hessen, Niedersachsen und Rheinland-Pfalz. Auch in den Marchauen in Österreich an der Grenze zur Slowakei sowie im Neusiedler See und in Ungarn. Der Nachtreiher ist ein Langstreckenzieher und somit Zugvogel. Es ist bekannt, dass junge Nachtreiher weite Flüge unternehmen. Und so wird der Nachtreiher, der sich über mehrere Tage im Wasservogelreservat aufhielt, aus diesen Gebieten stammen. Der Nachtreiher zieht zum Überwintern nach Nordafrika ins Nildelta oder weiter ins tropische Afrika.